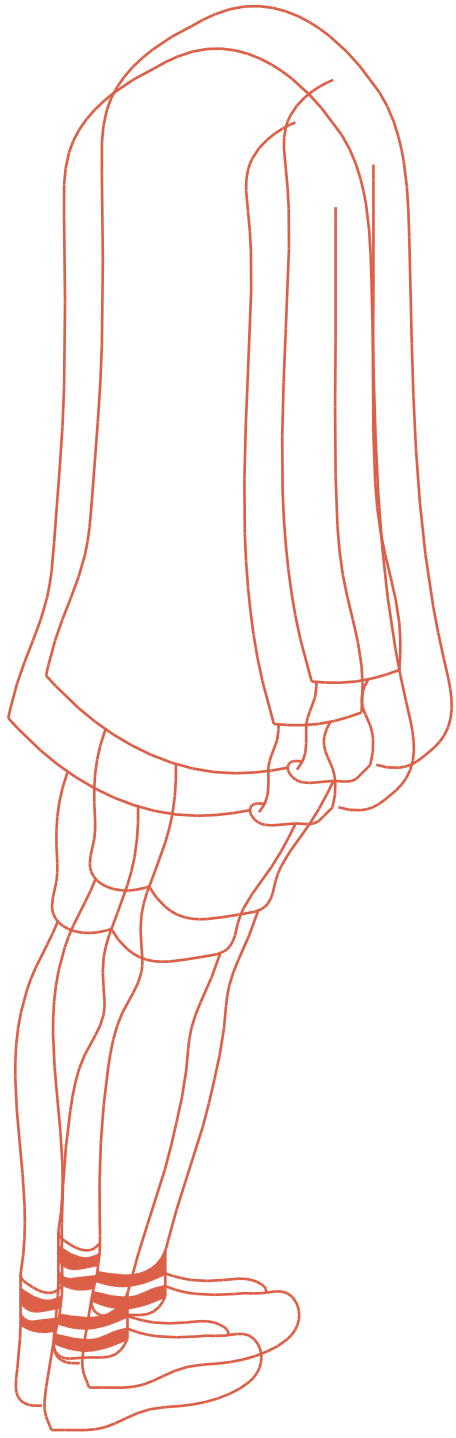
metzger*innen

*„Ein Magazin für gute Ideen, gegen Dummheit, Ideologie und Staatsreligionen“**



#1 schwerpunkt arbeit

* https://de.wikipedia.org/wiki/Der_Metzger

das Magazin

„Metzger*innen“ ist eine Hommage an den verstorbenen Philosophen Ulrich Sonnemann, der bis zu seinem Tod an der Universität Kassel als Dozent tätig war. Er selbst war ein Hauptdarsteller des bis dato erscheinenden Magazins „Der Metzger“. Der Name zeugt von einer thematischen Unvorsichtigkeit und hat durch unsere Modifikation zu „Metzger*innen“ nun auch jene Ambivalenz erhalten, welche wir in unserem Projekt sehen und zu reflektieren versucht sind. Ziel dieses Projektes ist die satirische, wissenschaftliche und polemische Auseinandersetzung.

Diskussio

Liebe Leser*innen

mir steht die Ehre zu, Sie, als Leser der ersten Ausgabe, dieses hoffentlich einmal fortgesetzten und, wenn nicht renommierten so wenigstens diskutierten Magazins zu begrüßen. Die Gründe für den unbezahlten, jedoch mit Arbeit verbundenen Aufbau, eines solchen, sind nicht einfach zu benennen, doch gibt es einen hervorstechenden. Es ist nämlich der Wunsch und zugleich das Wissen um die Wichtigkeit von Diskussionen.

Die gelungene Diskussion hat drei ihr widerstreitende und sie auffressende Haltungen, die es um deren Vermeidung Willen, bewusst zu machen gilt. Die erste dieser Haltungen, ist jene der Unkontroverse. Es muss möglich sein, über alles diskutieren zu können — mit Alles ist hier auch tatsächlich dies gemeint. Wenn ein Jemand plausible Argumente für die Förderlichkeit von angewandter Pädophilie, die Minderwertigkeit von schwarzen Mitbürgern oder historische Indizien für eine Holocaust-Relativierung findet, so muss dies diskutiert werden. Es darf keine Meinungsverbote geben. Dies impliziert natürlich keineswegs, dass jeder Unsinn publiziert werden soll; im Gegenteil, hier können Meinungen nur als solche zu Wort kommen, wenn sie über ein intellektuelles Mindestmaß an Plausibilität und Gedankenkraft verfügen.
Ein zweiter Feind der gelungenen Diskussion ist an

nskultur

den ersten, den Undogmatismus, anknüpfend, der des Anbiederns. Dieses Magazin als solches hat kein Interesse daran, inhaltlich konsistent zu wirken. Es werden in dieser, wie auch in den folgenden Ausgaben, Personen veröffentlichen, die aus verschiedenen Milieus, verschiedenen politischen, wie philosophischen Strömungen kommen und zu Themen wie Veganismus, Ökonomie oder Liberalität über völlig differierende Meinungen verfügen. Die Form und der Wunsch nach einem erfolgreichen Diskurs, dies eint alle Mitwirkenden.

Ein dritter und wohl der größte Fehler, der in Diskussionen immer wieder zu Tage tritt, ist der des sich mit der eigenen Meinung identifizierens. Sie, liebe*r Leser*in, sind nicht Ihre Meinung. Sie können und Sie sollten Ihre Meinungen nicht aus Schwäche, sondern aus Stärke wechseln, sobald ein Plausibilitätsdefizit eintritt. Meine persönlichen, zur Zeit geschultesten Themenfelder, der Transhumanismus, der Utilitarismus und der Veganismus bin ich augenblicklich zu widerrufen bereit, wenn es denn gelingt, mir plausible, überwiegende Argumente vorzubringen.

Es ist wohl völlig klar, dass wir mit dieser Haltung auch auf viel Gegenwind stoßen werden, doch ist dieser Gegenwind, wenn Sie mir diese kleine metaphorische Floskel gestatten, etwas, dass in Schwung bringt.

Nun habe ich recht konzise geschildert, wie Diskussionen nicht gestaltet werden sollten, doch weshalb überhaupt diskutieren?

Dass gute Diskussionen Freude machen wie kaum etwas anderes ist richtig, doch Diskussionen sind noch mehr. Die noosphärische Geschichte hat uns mittels Überlegungen und Diskussionen Gott geschenkt und kalt wieder genommen. Wir haben Demokratie und Menschenrechte erdiskutiert.

Es ist keine Selbstverständlichkeit, bei einem durchschnittlichen Spaziergang keine Angst vor einem Angriff unserer Mitmenschen zu haben, dies ist einem Bewusstsein zu verdanken, welches sich erst entwickeln musste. Doch ebenso wie uns diese Tatsachen selbstverständlich sind, so gibt es noch heute alltägliche Gegebenheiten, die in zukünftigen Generationen absurd erscheinen werden.

Wir sind alle auf diesen Planeten geflutscht und es erklärt sich nicht von selbst, wie wir leben wollen, wie wir leben sollten, was richtig und was schön ist.

Metzger*innen ist ein Versuch, dies gemeinsam herauszufinden.

Henricus Pillardy

Inhalt

Arbeit

Eine Kurzgeschichte 7

Jenseits des Arbeitsethos 11

Stichwort abstrakte Arbeit 17

Das bedingungslose Grundeinkommen
— zwei Perpektiven 23

Raum für eigene Gedanken und
Gefühle, oder Notizen, die der Sortierung bedürfen 28

Gewerkschaftsgeschichte 29

Das bürgerlich Böse und die öffentliche
Moral bei Adorno 33

Vom Arbeitsleben auf der Venus 37

Verschiedenes

Zur Schulpflicht 43

Die progressive Gesellschaft und ihre Zukunft 47

Gedanken zum Antirassismus 51

Larmoyantes Lexikon 53

Konsumgegenstand des Monats 55

Impressum 57

Eine Kurzgeschichte

Auf dem Weg zur Arbeit bemerkte N. die Kopfschmerzen. Sie begleiteten ihn in die U-Bahnschächte, wo ihm die Bettelmafia und Arbeitslosen begegneten, dieses „Gesindel“ — oft wünschte er sich einen zeitgemäßeren Begriff um seinem Unwillen Ausdruck zu verleihen — das seine Zeit lieber arglos in den gekachelten Wänden des Nahverkehrs verprasste und von der Gesellschaft lebte, anstatt sich als Teil eines Ganzen zu betrachten und für und mit der Gesellschaft zu leben. Die Ergriffenheit, die er früher einmal empfunden hatte, schien sich vollständig aus ihm gelöst und den Schmerzen und einer dumpfen Leere, an deren Boden er ein Brennen vernahm, Platz gemacht zu haben.

N., das stellte er an dieser Stelle immer mit einer tiefgehenden Befriedung, die seine Kopfschmerzen kurz zu bessern schien, fest, tat nicht nur etwas, sondern eine ganze Menge für die Gesellschaft. Er zahlte seine Steuern — klar, hier und da das übliche „Geschäftsessen“ mit Freunden oder ein paar Einnahmen, die nirgendwo auftauchten — lange aber nicht das, was sich die Schweine da oben erlaubten; Stichwort Panama Papers.

N. liebte seinen Job. Er liebte das große Ganze, das ihm in Form von Listen auf den Schreibtisch geschwemmt wurde, die Zahlen aus Versand, Annahme, Produktion, die auf den Blättern einen so wunderbar geordneten Tanz zeigten. Aber er liebte auch die kleinen Details, das Gefühl, am Ende eines anstrengenden Tages alle Vorgaben erfüllt zu haben, die makellose Ordnung seines Schreibtischs, die er sicher auch herzustellen gewusst hätte, wenn sie keine betriebliche Verordnung wäre. Den Klang seines Kugelschreibers, wenn er seine Unterschrift auf einem Formular hinterließ. Den Blick von seinem Büro auf die große Packhalle, in der die Leute wie Ameisen, die ihm zu managen anvertraut waren — „mein Team!“ rief er sich ins Gedächtnis — einem Pfad aus Pheromonen folgten, die er und der Computer ihnen gelegt hatten. Wobei die Freude, die ihm die koordinierende Tätigkeit all die Jahre bereitet hatte, in letzter Zeit ganz offensichtlich verblasste. Verwundert stellte er manchmal fest, mit wieviel Unwollen und Gereiztheit er an Tätigkeiten heranging, die in seinem Kopf noch mit dem nostalgischen Hauch echten Vergnügens verknüpft waren.

Im Gegenzug waren ihm andere Bereiche seiner Arbeit zum Genuß geworden, zum Beispiel die ernsten Gespräche, die er mit den Mitarbeitenden führte, die hinter ihren Vorgaben zurückblieben. Hatte er sich anfänglich noch winden müssen, so war ihm inzwischen klar, dass solch ernste Gespräche eben sein mussten, notwendig waren, um den Betrieb zu erhalten, ja letztlich auch für die Angestellten selbst notwendig; dass er ihnen das Feedback gab, das ihnen zu der persönlichen Reife verhalf, die ihm seinerzeit ja auch auf seinen Posten gebracht hatte. Darüber hinaus gaben ihm diese Gespräche aber auch ein Gefühl der Teilnahme und des Einflusses, das er in seinen Tabellen an vielen Tagen mittlerweile vergeblich suchte.

Tatsächlich fingen N.'s Kopfschmerzen meist schon früher an, irgendwo zwischen dem Anschalten der Kaffeemaschine in der kleinen Einbauküche, die erste Handlung seines Tages („Amtshandlung“, wie er sie gerne nannte; das Wort gab ihm das beruhigende Gefühl in der eigenen Wohnung tatsächlich eine Art kleiner Kanzler im Privaten zu sein) und den zehn

Minuten, die er auf einem alten Trimmer verbrachte, um mit dem Strampeln den Motor anzuschmeißen. Aber morgens fühlte er sich häufig seltsam betäubt, wie unter einen schweren Schleier gepackt, unter dem er sich selbst kaum erkennen konnte. Zwar wurde ihm weiterhin die FAZ geliefert, aber die Begeisterung, mit der er sie während seiner Ausbildung gelesen hatte, war verschwunden, sein Interesse an Nachrichten allgemein zurückgegangen. Auch wenn er mit Sicherheit kein Extremist war, so fand er doch, dass den Informationen der Medien nur mit Vorsicht zu trauen war. Sein Team ging ihm leider auf die Nerven. Ihnen schien der Geist zu fehlen, der ihn so besonders machte — gerade bei den Jüngeren, eine Handvoll halbe und drei volle Stellen, hatte er manchmal das Gefühl, dass ihnen jedes Empfinden für die Eleganz und Besonderheit, besonders aber für die Bedeutung ihrer Aufgabe abging. Keiner von ihnen war ein würdiger Nachfolger, fühlte denselben Drive, der ihn am Anfang vorangetrieben hatte und so wurden sie zu einem ständigen Mehraufwand für ihn. Und eine tragische Erinnerung daran, was dem Betrieb, was ihm, mittlerweile fehlte. Für sie war das vermutlich alles „nur ein Job“— er schnaubte, wenn er nur daran dachte. In ihren Flüchtigkeitsfehlern und ihrem Unwillen, diese notfalls eben nach Dienstschluss wieder gut zu machen, sah er nicht nur Nachlässigkeit, sondern eine tiefgehende Verkommenheit, die er in jüngeren Menschen allgemein feststellte: Es schien, als fehlte diesen Grünschnäbeln die Fähigkeit sich in ihrer Arbeit zu erkennen, alles woran sie dachten waren die Instamessenger und Taschendrachen ihrer Smartphones, mit denen sie den Mittagstisch in der Kantine regelmäßig in Schweigen hüllten. N. hielt sich für einen harten, aber gerechten Vorgesetzten. Er hatte mehrfach versucht mit ihnen ins Gespräch zu kommen, ihnen seine Position zu den Vorgängen im Betrieb darzulegen und darüber ein persönliches Verhältnis aufzubauen. Ihre Unwilligkeit diesen Gesprächen gegenüber war ihm untrügliches Zeichen eines tiefsitzenden Neides — dabei war doch klar, dass das Unternehmen leistungsfähige und vor allem leistungswillige Mitarbeiter wie ihn gegenüber diesem Pack bevorzugte, für die der Betrieb nur eine Art

Lohnapparat, ein Mittel zum Zweck war, in das sie Arbeit steckten und Geld erhielten.

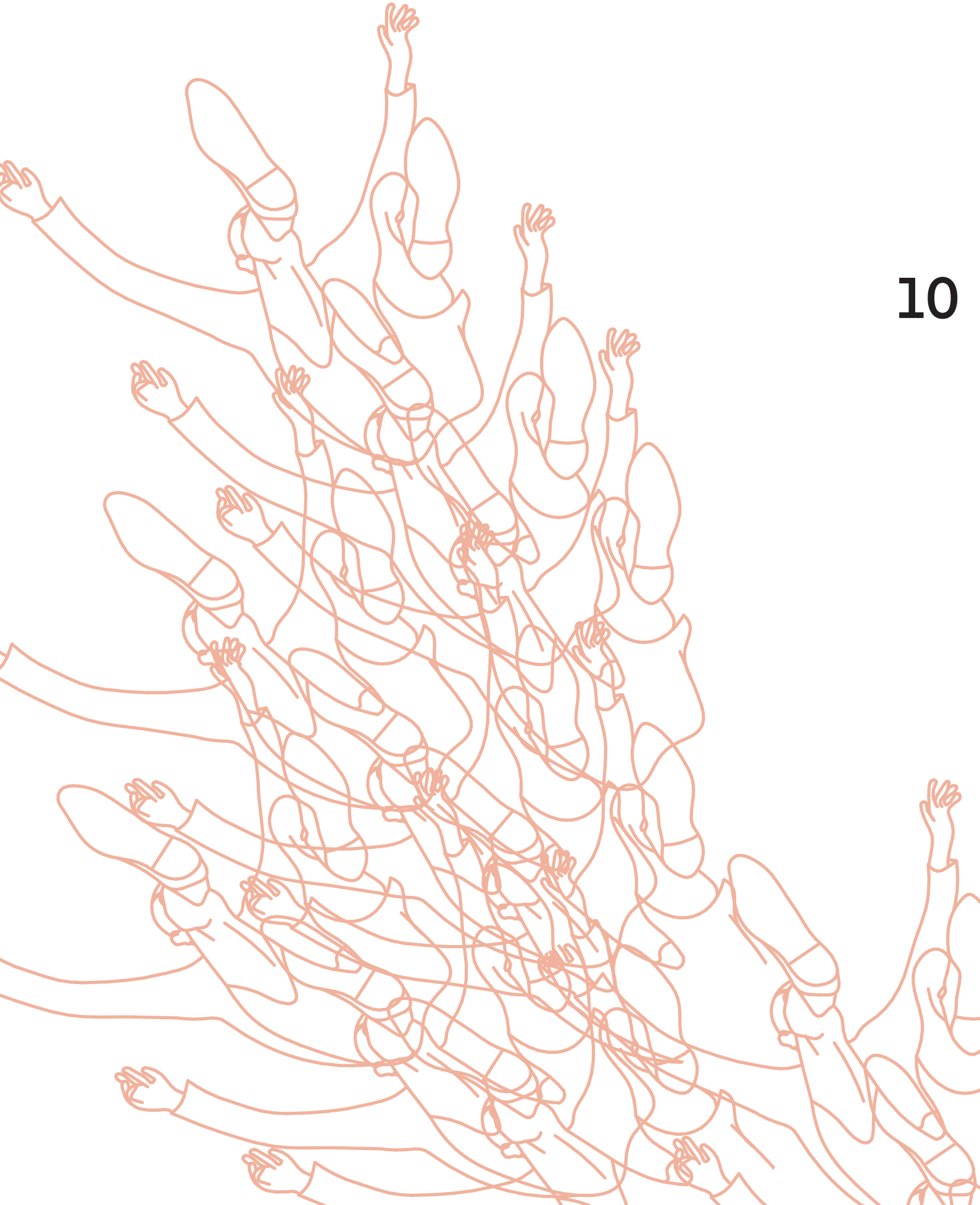
Es war inzwischen zwei Jahre her, dass er sich die Qualifikationen erarbeitet hatte, um von seinem vorherigen Posten im Vertrieb aufzusteigen, einem Onlineversand, der sich inzwischen zu einem mittleren Player im nationalen Rahmen gemausert hat. Eine Tatsache, auf die er auch persönlich stolz war. Er brüstete sich vor anderen, aber vor allem vor sich selbst damit, nicht nur Teil sondern Multiplikator dieses Wachstums gewesen zu sein. War es nicht seine geniale Rabattidee gewesen, die den Weihnachtsverkauf vor zwei Jahren zu so einem Erfolg gemacht hatte? Er hatte das volle Ausmaß dieses Stolzes wenigen anvertraut. Eigentlich wusste nur L., ein Escortgirl, mit dem er sich einmal monatlich traf, obwohl die anfängliche Leidenschaft, die sie ihm entgegengebracht hatte, mittlerweile stark abgekühlt war. Manchmal fragte er sich, ob sie ihm den sozialen Aufstieg neidete — wie stolz er genau war. Gegenüber der Geschäftsleitung wäre er sich eitel und albern vorgekommen — etwas, wofür er nicht gehalten werden wollte. Seinen Untergebenen gegenüber wollte er nicht prahlen und beschränkte sich also darauf, seinen Erfolg in aufmunternden Statements, als positives Beispiel quasi, einfließen zu lassen.

Interessanterweise hatte N. nie darüber nachgedacht, seit wann die Kopfschmerzen auftraten, nur wann, zu welcher Tageszeit also. Angefangen hatten seine Kopfschmerzen nicht direkt zu seiner Beförderung, sondern bereits in den Wochen davor. Nachdem M., seine Chefin, ihm mitgeteilt hatte, dass P., der gegenüber der Filiale das Verwaltungszentrum in S., von allen nur das HQ genannt, repräsentierte, ihn, also N., positiv erwähnt hatte und er begonnen hatte, die Anzahl seiner Überstunden zu verdoppeln, nach seinen Schichten im Vertrieb teilweise noch zwei Stunden, einmal sogar sechs, in den leeren Büroetagen verbrachte und an einem Weg arbeitete, den Vertrieb effizienter zu organisieren. Auch wenn der Erfolg hinter seinen Erwartungen zurückblieb, hatte sein Eifer aber anscheinend schon gereicht und er wurde aus der Halle in die Büros versetzt, bekam sein eigenes Team — mittleres Managment, wie einer der Grundbegriffe in den Schulungen lautete.

Sein erster Gang abends nach dem Heimkommen war der ins Wohn- und Esszimmer seiner Wohnung, fast blind konnte er den Weg zum Couchtisch und der immer an derselben Stelle liegenden Packung Ibuprofen finden. Meist nahm er gleich zwei, dazu ein Glas Wasser, erst danach machte er sich ein Bier auf und die Nachrichten an. Oft dachte er dabei über etwas anderes nach als über das, was auf dem Bildschirm passierte: Was die M. über den Tag hinweg gesagt hatte oder so. Er versuchte aus beiläufigen Kommentaren Anzeichen von Sympathie oder Verachtung, Symbole kommender Veränderungen im Betrieb zu lesen. Er hatte lange gebraucht, sich an die M. zu gewöhnen. Nicht, dass er per se etwas gegen Frauen, oder gegen welche auf führenden Posten hätte, aber die ersten beiden Male, die sie ihn wütend anblaffte, hatte er erst ein Grinsen, dann einen Schub ungezügelten Zorns hinunterschlucken müssen, so seltsam schwach und unfähig kam sie ihm vor. Aber eben, er hatte sich an sie gewöhnt, nicht zuletzt dadurch, dass ihm auffiel wie entschieden sie sein konnte, wie sehr sie ihren Mann stand und wie gut ihr klarer Blick und ihre rationale, direkte Art vor allem dem Betrieb taten. Gänzlich unweiblich ließ sie sich nicht von den kleinen Dramen und vielen Gefühlen der Angestellten aus dem Konzept bringen, sondern dirigierte mit klaren Ansagc und Vorgaben die Firma auf das Ziel, das ihnen, also ihm und ihr, gemein war: Wohlergehen, Wachstum.

Manchmal fragte sich natürlich auch N., warum die Vorgabezahlen immer weiter stiegen, aber im Gegensatz zu H., der ollen Gewerkschaftsschrulle, sah er hier keine unterdrückerischen Maßnahmen. „Ausbeu-Ausbeu-Ausbeutung!“ machte er sich mit schriller Stimme über sie lustig wenn er spät mit den Jungs noch ein Bier in seiner Stammkneipe um die Ecke trank — ein trüber Ort, an dem er sich immer leicht unwohl fühlte, aber sie war nunmal die nächste. Im Gegensatz zur H. konnte er das Lob am Boden dieser Steigerungen erkennen, eine stille Anerkennung: Du schaffst das schon. Kaum ein anderer Gedanke ließ ihn abends so gut, ja überhaupt, einschlafen.

Yodie Forster



10

Jenseits des Arbeitsethos

„Die Liebe zur gut durchgeführten Arbeit und der Wunsch nach einem Vorwärtskommen in der Arbeit sind heute unauslöschliche Zeichen von Stumpfheit und allerdümmster Unterwerfung. Deswegen bahnt sich überall dort, wo Unterwerfung gefordert wird, der alte ideologische Furz seinen Weg, von dem „Arbeit macht frei“ der Konzentrationslager bis zu den Reden von Henry Ford und Mao Tse-Tung.“

Raoul Vaneigem, Handbuch der Lebenskunst für die jungen Generationen, 1967

Eines der größten Probleme, das den Weg zu einer sozialen, gerechten Zukunft versperrt, ist der euro-amerikanische Arbeitsethos. Die akademischen politischen Denker und Politaktivisten Nick Scrnicek und Alex Williams konstatieren in ihrem Buch
Die Zukunft erfinden. Postkapitalismus und eine Welt ohne Arbeit (2015; dt. 2016):
„Arbeit ist nach wie vor das höchste Gut, wie schrecklich, schlecht bezahlt oder lästig sie auch sein mag. Dieses Mantra eint die großen politischen Parteien und die meisten Gewerkschaften. [...] dazu passt die weit verbreitete Tendenz, Menschen ohne Arbeit herabzusetzen. Zeitungen erscheinen mit Skandalschlagzeilen über nichtsnutzige Wohlfahrtsempfänger, sensationshungrige Fernsehshows verhöhnen Arme, und der Verdacht des Sozialbetrugs ist medial allgegenwärtig. Arbeit spielt in unserer Selbstwahrnehmung eine zentrale Rolle so wichtig, dass sich angesichts der Vorstellung, weniger zu arbeiten, vielen die Frage stellt: „Aber was soll ich dann tun?“ Der Umstand, dass ein glückliches Leben außerhalb der Arbeit so unvorstellbar erscheint, zeigt, wie umfassend das Arbeitsethos unser Denken beherrscht.“

Scrnicek/Williams zeichnen im Weiteren nach, wie der Arbeitsethos im Christentum entsteht, auf dass der Mensch sich ein besseres Leben im Jenseits erarbeite und wie er sich schließlich säkularisiert und liberalisiert und zum Fetisch der subjektiven Identität wird, die sich nur so ein Selbstbewusstsein sichern zu können glaubt. Eine wichtige Säule, die den Arbeitsethos trägt, ist die, dass ein Lohn nur durch Mühen und Leid erarbeitet werden könne: sei es der Eingang ins himmlische Jerusalem oder in die Eigentumswohnung. Auch die größer werdende Zahl der Nicht-Vollbeschäftigten oder der Nicht-Arbeitenden ist diesem Leid-Lohn-Mechanismus unterworfen: Der Obdachlose muss Beschimpfungen und Denunzierungen erdulden, auf dass er sich ein paar Münzen erbetteln kann; die Hartz-IV-Empfängerin ist unentwegten Behörden-Schikanen ausgesetzt, auf dass sie sich ihren kargen ‘Lohn’ so verdiene. Die nicht-rationale Begründung für diese Szenarien ist theologischer beziehungsweise ideologischer Natur.

„Sei es der Eingang ins himmlische Jerusalem oder in die Eigentumswohnung“

Indes:
„Doch heute sollten wir eine solche Logik zurückweisen und erkennen, dass es nicht länger notwendig ist, Mühsal und Leid Bedeutung beizumessen. Arbeit und die Mühen, die sie mit sich bringt, sollten nicht glorifiziert werden / Notwendig ist daher ein gegenhegemoniales Projekt: eines, das die Vorstellung zerstört, Arbeit sei etwas Notwendiges und Erstrebenswertes und Mühsal die Grundlage des Lohns [...] Der Kapitalismus verlangt, dass die Menschen arbeiten, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, doch gleichzeitig ist er immer weniger imstande, ausreichend Arbeitsplätze zu schaffen.“

Im Folgenden soll diese gegenhegemoniale Narration mit kurzen Schlaglichtern auf zwei Denker des bereits 19. Jahrhunderts gepflegt werden: Paul Lafargue (1842-1911) und Friedrich Nietzsche (1944-1900).

Wurde der Arbeitsethos mit Entstehen einer industrialisierten Arbeitswelt und mit dem Aufkommen des modernen Kapitalismus' in neuen Dimensionen reproduziert, so hat ihn eminent auch Marx gefestigt, dessen Denken neben den eurozentrischen, patriarchalen und anderen ideologischen Irrläufern daran krankt, das menschliche Zusammenleben (Gemeinschaft/Gesellschaft) allein vom sog. 'Arbeiter' her zu denken und nicht mit der Fokussierung von Mensch, Multitude, Menschheit, conditio humana oder gar eines erweiterten Verständnisses des Lebens und Seins.

Dabei hat neben den freiheitlicheren französischen Frühsozialisten oder den Anarchisten des 19. Jahrhunderts bereits 1883 (im Todesjahr von Marx) ausgerechnet der Ehemann der Marx-Tochter Laura gegen die Marx'sche Mythifizierung des Arbeitsbegriffes ganz richtig Einspruch erhoben. Bis heute ist jenes Das Recht auf Faulheit von Paul Lafargue als „konkrete Utopie im besten emanzipativen Sinne“ zu verstehen, denn so heißt es in dem Vorwort einer Ausgabe von 2010 : *„Die Brisanz der Pamphlets besteht in der Erhebung eines Grenzen sprengenden Anspruchs, konträr zur gültigen Moral und einengenden, disziplinierenden Wertvorstellungen. 'Faulheit', ist das böse Gegenwort gegenüber einer Leistungsgesellschaft, in der die Maxime der Arbeit über den Wert des Menschen entscheidet. [...] Lafargues Botschaft, das Sein der Arbeit in Frage zu stellen, ist Sprengstoff dessen Brisanz offensichtlich auch von Marxisten des realen Sozialismus verstanden wurde. Im Stalinismus verboten, wurde sein wohl bekanntestes Buch auch später nie gedruckt und gegenüber der Bevölkerung von den Verkündern der reinen marxistischen Lehre unterschlagen.“*
Lafargue zählt durchaus zu den wichtigen Sozialisten seiner Zeit und war neben seiner schriftstellerischen und journalistischen Tätigkeit z.B. auch von 1866-68 Vertreter im Generalrat der Internationalen Arbeiterassoziation. Als er 1911 gemeinsam mit seiner Ehefrau den Freitod wählt, wird Lenin eine Grabrede bei dem Doppelbegräbnisses halten, Das Recht auf Faulheit wird dabei indes nicht gewürdigt.

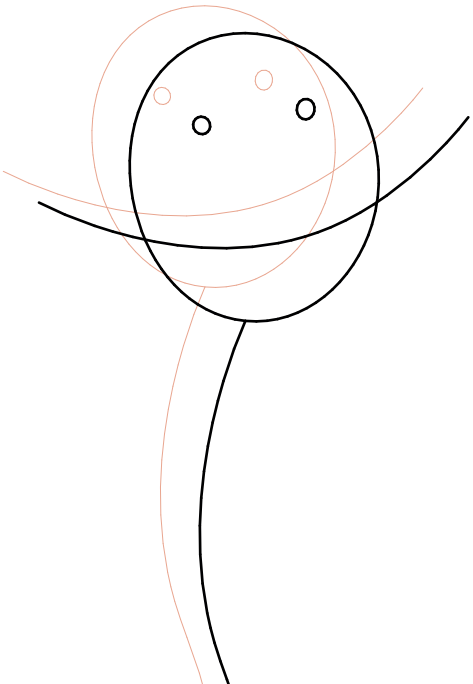
Sind die Fabriken des 19. Jahrhunderts eine Fortführung der Gedanken von Disziplinierung und Zwangsarbeit, so sieht Lafargue auch die Arbeiterschaft als Komplizen dessen. Affirmativ aber ist sein Ratschlag an die Arbeiter*innen: *„[...] damit ihm seine Kraft bewusst wird, muss das Proletariat die Vorurteile der christlichen, ökonomischen und liberalistischen Moral überwinden; es muss zu seinen natürlichen Instinkten zurückkehren, muss die Faulheitsrechte ausrufen [...]; es muss sich zwingen nicht mehr als drei Stunden täglich zu arbeiten, um den Rest des Tages und der Nacht müßig zu gehen und flott zu leben. [...] das Proletariat zu überzeugen, dass die zügellose Arbeit, der es sich seit Beginn des Jahrhunderts ergeben hat, die schrecklichste Geißel ist, welche je die Menschheit getroffen, dass die Arbeit erst dann eine Würze der Vergnügungen der Faulheit, eine dem menschlichen Körper nützliche Leidenschaft sein wird, wenn sie weise geregelt und auf ein Maximum von drei Stunden täglich beschränkt wird [...].“*

Mit der radikalen Kritik am europäisch-christlichen Geisteshorizont, mit dem Verweis auf die Reproduktion vom Unterdrücktsein durch die Arbeiterbewegungen ('Sklavenmoral') und mit dem

Erheben von Müßiggang/Faulheit zur Tugend weist Lafargue mehrere Schnittstellen zu Nietzsche auf, der indes nicht nur dito ein Lob auf den Müßiggang kennt, sondern vor allem dem Arbeitsbegriff einen weiteren Seins-Modus entgegensetzt: das Schaffen.

Der Schaffensbegriff ist treibender Motor von Nietzsches (Über-)Mensch. Wesentliches Attribut ist dabei das Rauschhafte, das Dionysische. Im Frühjahr 1888 definiert Nietzsche wie folgt:
„Mit dem Wort „dionysisch" ist ausgedrückt: ein Drang zur Einheit, ein Hinausgreifen über Person, Alltag, Gesellschaft, Realität, als Abgrund des Vergessens, das leidenschaftlich-schmerzliche Überschwellen in dunklere vollere schwebendere Zustände; ein verzücktes Jasagen zum Gesammt-Charakter des Lebens, als dem in allem Wechsel Gleichen, Gleich-Mächtigen, Gleich-Seligen; die große pantheistische Mitfreudigkeit und Mitleidigkeit, welche auch die furchtbarsten und fragwürdigsten Eigenschaften des Lebens gutheißt und heiligt, aus einem ewigen Willen zur Zeugung, zur Fruchtbarkeit, zur Ewigkeit heraus: als Einheitsgefühl von der Nothwendigkeit des Schaffens und Vernichtens..."
Das Dionysische als Lebensprinzip stiftet zudem den visionären und orgiastischen Charakter der Kunst – sie ist eigentliche Aufgabe des Lebens, das Schaffen von Kunst (wobei der Begriff weit gefasst ist) ist metaphysische Tätigkeit. Im Ausnahmezustand schafft der (Über-)Mensch (resp. gegenwärtig lediglich der Künstler). Jedes Schaffen bringt aber auch immer bilderstürmerisch ein Zerstören, nämlich der alten Normen, ihrer Ausdrucksweisen, ihrer Künste.

Die Begriffe von Kunst und Künstler werden bei Nietzsche dabei im weitesten Sinne verstanden; doch gerade anhand des Schaffens legt Nietzsche ganz konkret den Bildhauer zugrunde:
„Alles Schaffen ist Umschaffen — und wo schaffende Hände wirken, das ist viel Sterben und Untergehen. / Und nur das ist Sterben und in Stücke gehen: ohne Erbarmen schlägt der Bildner auf den Marmor. / Daß er das schlafende Bild aus dem Stein erlöse, darum muß er ohne Erbarmen sein: – darum müssen wir Alle



leiden und sterben und Staub werden./ Aber wir selbst sind die Bildner auch in dem Dienst seines Auges: oft erzittern wir selber vor der schaffenden Wildheit unserer Hände."

So wie Nietzsche aber mit Schaffen nicht nur das Kunstschaffen meint, sondern jegliches produktive Hervorbringen (letztlich im Sinne wiederum einer Kunst, nämlich der Lebenskunst, der Ästhetik der Existenz), so ist es auch nicht ausschließlich das einsame künstlerische Genie, welches Nietzsche beschwört, sondern vielmehr das Zusammenfinden der Schaffenden in einer Gemeinschaft, einer Gesellschaft: „Mitschaffende sucht Zarathustra, Miterntende und Mitfeiernde sucht Zarathustra [...]."

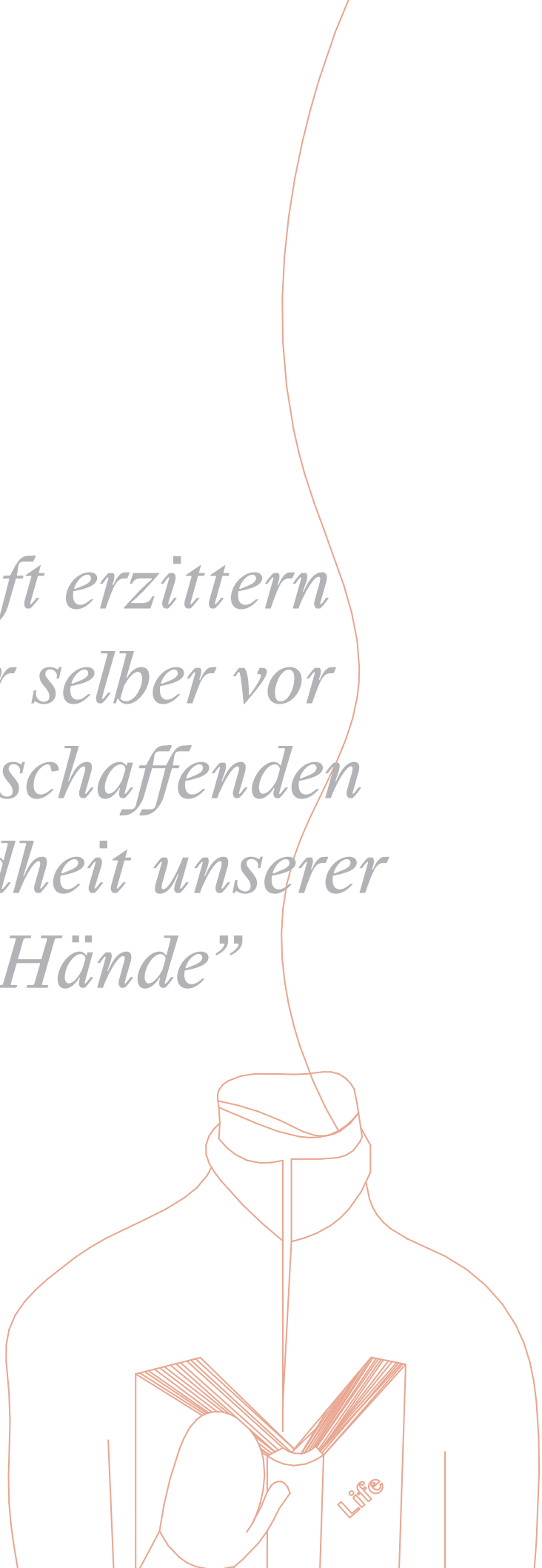
Wesentliches Charakteristikum der Ästhetik der Existenz ist für Nietzsche zudem, dass jene sich im steten Wandel befindet; sie werde falsch verstanden, wenn sie wie ein vollendetes Gemälde behandelt werde. Die Betonung des Unabgeschlossenen, des Werdenden aber verweist auf einen weiteren zentralen Begriff der Nietzsche'schen Ästhetik des modernen Menschen: die pluralistische Offenheit. In einigen Fragmenten bezeichnet Nietzsche die nächste Zukunft so als 'buntes Zeitaler', da sie viele Möglichkeiten zulassen werde und das Leben als Gestaltungsstoff zum Experimentieren dienen solle.

Das Bunte und Pluralistische, das euphorisch Rauschhafte bei Nietzsche, das Freiheitliche und Experimentelle, das Neudenken von Gesellschaft, das Kreative und Lebenskünstlerische, und nicht zuletzt das fröhlich Schaffende anstatt dem sauertöpfisch Malochenden wird oft von anarchistisch gesinnten Intellektuellen und Anarchisten rezipiert.

Beispielsweise der sehr von Nietzsche inspirierte Künstler, Autor und Kulturphilosoph Raoul Vaneigem (*1934) will in seinem Handbuch der Lebenskunst für die kommenden Generationen (1967) ein dionysisches Leben in der Tristesse der modernen Arbeitswelt freilegen. Dazu muss freilich Schluss gemacht werden mit der „allerdümmsten Unterwerfung" unter das Joch des Arbeitsethos'.

Roland Wagner

„oft erzittern wir selber vor der schaffenden Wildheit unserer Hände"



Stichwort

abstrakte Arbeit

Die kapitalistische Gesellschaft verselbstständigt sich von den sie betreibenden Akteuren, schließt sie vom gesellschaftlich produzierten Reichtum aus, zerstört menschliche und natürliche Ressourcen. Arbeit erweist sich insofern als zentrale Kategorie, um sie zu kritisieren, als in ihr notwendig der Eindruck entsteht, sie beruhe wesentlich auf ihr. Die Form, in der sie in dieser Gesellschaft auftritt, muss erfasst werden. Mit anderen Worten: Geklärt werden muss, wovon überhaupt die Rede ist, wenn von „der Arbeit“ gesprochen wird.

Die Programme der Parteien zur letzten Bundestagswahl fordern von der AfD bis zu den Grünen, von den Linken bis zur FDP unisono Engagement für mehr Arbeitsplätze. Die Arbeit gilt allen Parteien als höchstes Gut (https://www.tagesschau.de/inland/btw17/programmvergleich/programmvergleich-arbeitsmarkt-101.html). Das ist durchaus verständlich. Hängen doch Wohl und Wege der Meisten von ihr ab. Jedoch wird damit das herrschende Unheil auf ewig gestellt.

Im Kontrast zu ihrer gegenwärtigen Wertschätzung leitet sich das heutige deutsche Wort „Arbeit“ vom althochdeutschen "arebeit" ab und bedeutet so etwas wie „verwaist, ein zu schwerer körperlicher Tätigkeit verdingtes Kind sein“. Bis ins Neuhochdeutsche hielt sich die Bedeutung von Arbeit: „schwere körperliche Anstrengung, Mühsal, Plage“. Auch die Bedeutungen „unter einem Joch ächzen“ und „wanken unter einer schweren Last“ sind überliefert. Nicht jede Tätigkeit galt als Arbeit, sondern bloß die knechtende und erniedrigende. Nicht alle Menschen arbeiten dieser Sichtweise zufolge, sondern nur jene, die aus der Gesellschaft ausgeschlossen sind, die Ausgestoßenen, die „Nichtgesellschaftlichen“, die Vogelfreien. Heute leben so gut wie ausnahmslos alle, freilich unterschiedlichem Ausmaß und differenter Intensität unterm Joch der Arbeit und erleben sie als typische, dem Menschen naturhaft zukommende Lebensweise.

Im neuzeitlichen Verständnis veränderten sich mit dem Siegeszug des Bürgertums und seiner kapitalistischen Gesellschaft die Realität und das Verständnis von Arbeit gravierend: mit der Durchsetzung bürgerlicher Produktions- und Eigentumsverhältnisse erschien immer stärker jegliche Naturbearbeitung und -veränderung als Arbeit. Mittels ihrer produzieren die Menschen den gesellschaftlichen Reichtum. Auch in diesem Sinne erscheint Arbeit jedoch keineswegs als natürlich. In der Natur gibt es sie nicht. Sie resultiert aus der durchaus qualvollen Loslösung des Menschen von der Natur. Einzig der Mensch führt einen „Stoffwechselprozess mit der Natur“ (Marx) aus. Tiere hingegen sind selbst Natur, gehen in ihr auf. Wer einen Stoffwechsel mit der Natur ausführt, muss sowohl von ihr gelöst als auch ein Teil von ihr sein. Nur Menschen sind nicht mit der Natur identisch, sondern treten mit ihr in ein Verhältnis. Sie müssen den Naturstoff verändern, mit Bewusstsein ihre natürliche und soziale Umgebung verändern. Das ist Arbeit.

Das heißt nicht, dass die Menschen schon immer auch wussten, dass sie arbeiten. Auf frühen Stufen menschlicher Gesellschaft mögen die Ausübung religiöser Praxen und das Umgraben des Bodens weder physisch noch psychisch geschieden gewesen sein. Erst die politischen Ökonomen, namentlich John Locke, erkannten alle menschliche Praxis, die der Naturumformung dient, als Arbeit. Dieser Rückblick stellt einen enormen Fortschritt dar. Der Reichtum aller Gesellschaften basiert dieser Sicht zufolge auf Arbeit. Damit ist die vorkapitalistische Gesellschaft einer grundsätzlichen Kritik unterzogen: das ist die Position des damals progressiven Bürgertums gegen Grundbesitzer. Ausbeutung und Herrschaft wurden als direkt ausgeübte angegriffen: die unentgeltlich verrichtete Arbeit beim Fronherren, die Leibeigenschaft. Galt Arbeit zuvor als Joch, zu dem man verurteilt ist, so wird sie als Grundlage alles gesellschaftlichen Reichtums anerkannt und als solche geadelt.
Allerdings setzte die liberale, kapitalistische Gesellschaft Ausbeutung und Herrschaft in veränderter Form fort: als Lohnarbeit soll sie gerecht sein und dem Wohl der Allgemeinheit dienen. Erst Karl Marx drang zur grundsätzlichen Kritik aller Ausbeutung und Herrschaft vor und forderte die Freiheit wirklich ein, die die liberale Kritik bloß versprochen hatte. Er erkannte die Lohnarbeit als historisch gewandelte Form der Leibeigenschaft bzw. der Sklaverei. Alle Verhältnisse, in denen der Mensch ein elendes, verächtliches und geknechtetes Wesen ist, sollten fallen, forderte er in seinem so genannten „kategorischen Imperativ“. Seine Unterscheidung zwischen abstrakter und konkreter Arbeit war für diese Kritik wegweisend.

Abstrakte Arbeit ist die Form, die die Arbeit in der kapitalistischen Gesellschaft annimmt. Um zu verstehen, was damit gemeint ist, ist sie ins Verhältnis zu den grundlegenden Kategorien der Marxschen Gesellschaftskritik zu setzen. Marx beginnt sein Hauptwerk einleitend und vorausgreifend zusammenfassend mit folgendem Satz: „Der Reichtum in Gesellschaften, in denen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine ungeheure Warensammlung“ (Marx, Das Kapital, Band 1).

Darin sind sämtliche Kategorien versammelt, die für eine materialistischen Kritik der kapitalistischen Gesellschaft wesentlich sind, der Reihe nach: Reichtum, Gesellschaft, kapitalistische Produktionsweise, Herrschaft, Erscheinung und Ware. Die Arbeit kommt an dieser entscheidenden Stelle nicht vor, was vor allem deshalb interessant ist, weil sie von Marxisten gern als wichtigster Begriff von Marx ausgegeben wird. Marx beginnt seine Kritik weder mit der Arbeit noch mit der Ware (wie auch gern behauptet), sondern mit dem Reichtum — alles, was Menschen produktiv hervorbringen — der allen Menschen zugute kommen soll. Dieser erscheint als eine riesige Ansammlung von Waren: heißt, dass es unter Bedingungen der Herrschaft der kapitalistischen Produktionsweise notwendig so aussehen muss, als ob es so wäre. Erst vor diesem Hintergrund macht sich Marx an die Analyse der Ware.

Eine solche nun weist stets zwei Seiten auf:

Gebrauchswert und Tauschwert, Gebrauchsgegenstand einerseits, Tauschgut andererseits, wobei es als letzteres in einem bestimmten Mengenverhältnis zu anderen Waren steht. Das sind die Erkenntnisse der politischen Ökonomie, nicht von Marx. Für den steht hinter dem Tauschwert der Wert als ihn bewirkende Ursache. Wie viel gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit dafür aufgewendet wird, bestimmt den Wert einer Ware. „Ein Gebrauchswert oder Gut hat also nur einen Wert, weil abstrakt menschliche Arbeit in ihm vergegenständlicht oder materialisiert ist. Aber was das heißt, und wie sich da was „vergegenständlicht oder materialisiert“, ist durchaus zunächst unklar. Erst später wird deutlich, worauf diese Argumentation zielt: Auch der Arbeit, die die Waren erzeugt, kommt doppelter Charakter zu: sie stellt sich einerseits als gebrauchswertsetzende und andererseits als tauschwertsetzende Arbeit dar. Allein in letzterem Sinne und nur, wenn der gesellschaftliche Reichtum als Warensammlung auftritt, d.h. nur unter den Bedingungen der Herrschaft kapitalistischer Produktionsweise, erscheint sie als abstrakte und konkrete. Diese Unterscheidung bezeichnet Marx als den „Springpunkt“ in der Politischen Ökonomie, um den sich ihr gesamtes Verständnis dreht.

Nicht: Jede Arbeit ist abstrakt und konkret, sondern nur und ausschließlich in kapitalistischen Verhältnissen: „Aus dem Bisherigen folgt, dass in der Waare zwar nicht zwei verschiedene Sorten Arbeit stecken, wohl aber dieselbe Arbeit verschieden und selbst entgegengesetzt bestimmt ist, je nachdem sie auf den Gebrauchswerth der Waare als ihr Produkt oder auf den Waaren-Werth als ihren bloss gegenständlichen Ausdruck bezogen wird“.

(Marx, Urfassung des Kapitals, 13)

Die Arbeit leistet nicht selbst ihre gesellschaftliche Vermittlung, wie etwa Robert Kurz oder Moishe Postone unterstellen. Arbeit kann sich überhaupt nicht selbst vergesellschaften, ihr kommt keinerlei gesellschaftsstiftende Kraft zu, denn als reine Umformung von Natur kann sie nicht von sich selbst abstrahieren. Wie sollte sie? Es muss ihr von außen geschehen. Sie wird erst durch die im Warentausch an ihr vollzogenen realen Abstraktion vergesellschaftet. „Die Arbeit abstraktifiziert sich nicht selbst. Sie wird abstraktifiziert“ (Sohn-Rethel, Das Geld – Die bare Münze des Apriori). Im Tausch werden die Produkte erst zu Waren und in einer totalen Warengesellschaft [in einer, in der nahezu alle Menschen mittels Lohnarbeit Geld verdienen und für dieses Waren kaufen,] ist jedes Produkt ausschließlich nur als Ware zu haben. Von der nützlichen Arbeit, die notwendig war, ein Produkt herzustellen, wird im Tausch gesellschaftlich abgesehen. Unter der Herrschaft des Tausches erst entspringt in der Produktion der Wert. Nicht erst im Tausch, sondern wirklich bereits in der Produktion entsteht er — aber dies nur dann, wenn der Tausch die Produktion dominiert.

Bei abstrakter Arbeit handelt es sich somit um keine bestimmte „Sorte“ Arbeit. Niemand kann abstrakt arbeiten. Jede Arbeit, die geleistet wird, ist immer konkrete. Erst im kapitalistischen Tauschprozess wird die Arbeit abstraktifiziert, wobei von jeder ihrer physischen und psychischen Besonderheiten abgesehen wird. Dabei zählt nichts als nur blanke Verausgabung menschlicher Energie — eine gesellschaftlich real vollzogene Abstraktion. Wenn Arbeiter in der Fabrik oder Angestellte im Büro arbeiten, dann leisten sie

immer konkrete Arbeit. Erst hinter ihrem Rücken fügt sich diese dem gesellschaftlichen Vermittlungszusammenhang ein und dabei wird von allen besonderen Qualitäten ihrer Arbeit abgesehen, sie wird reduziert auf pure Quantitäten, auf unterschiedslose Einheiten abstrakter Arbeit; strenggenommen handelt es sich nicht um abstrakte Arbeit, sondern um Abstraktion von der Arbeit.

Aber diese Abstraktion von der Arbeit kann sich als solche nicht darstellen. Wie sollte sie? Erst im Tausch werden die Produkte zu Waren. Als solche sind sie dann Gebrauchswerte, die einen Tauschwert haben und deshalb Wert sind. Unter der Hand wird dabei von der konkreten Arbeit, die sie hervorbrachte, abstrahiert. Was von ihr nach dieser Prozedur übrigbleibt, ist die abstrakte Arbeit. Diese bildet den Wert, stellt seine „Substanz“ dar.

Der spiegelt sich jedoch nur wider als Tauschwert an der anderen Ware, gegen die sie sich austauscht: Und zwar in ihrem Gebrauchswert. Auch die abstrakte Arbeit dieser Ware spiegelt sich nur in der der anderen Ware — und hier wiederum in deren konkreter Arbeit. Die gesellschaftliche Arbeit, die die erste Ware erzeugte, spiegelt sich wiederum nur in der privaten Arbeit der anderen. Das bedeutet: Tauschwert erscheint immer nur als Gebrauchswert, abstrakte Arbeit immer nur als konkrete und gesellschaftliche stets bloß als private. Das ist kein bloßer Schein über den wirklichen Verhältnissen, sondern diese sind höchstselbst in sich verkehrt.

Bei abstrakter Arbeit handelt es sich damit um keine irgendwie messbare, positiv fassbare empirische Kategorie – und dennoch bestimmt sie unser Leben (wiederum ist es strenggenommen nicht die abstrakte Arbeit, die das Leben in der kapitalistischen Gesellschaft bestimmt, sondern die Abstraktion von der von den Individuen geleisteten Arbeit im Tausch). Marx war mithin kein Vertreter einer „Arbeitswertlehre“, etwa im Sinne von Smith und Ricardo. Seine Frage war nicht, aus wie viel Arbeit der Wert besteht. Abstrakte Arbeit drückt nur aus, dass von der wirklich geleisteten Arbeit im Tausch abstrahiert wird. Demzufolge laufen alle Versuche der bürgerlichen Wirtschaftswissenschaften ins Leere, die behaupten, Marx sei „nicht mehr aktuell“, weil er behaupte, „der Wert“ sei durch „die Arbeit“ bestimmt, was „heutzutage“ doch niemand Ernstzunehmendes mehr behaupte etc. Wer so redet, reduziert alles Gesellschaftliche auf Natur oder individuelles Handeln.

In Konsequenz der dargestellten Verkehrungen werden Personen verdinglicht und Gegenstände vermenschlicht: der gesellschaftliche Zusammenhang stellt sich als einer von Dingen dar und diese bekommen Herrschaft über die Menschen. Die Herrschaft von Menschen über Menschen erscheint als eine von Sachen über Menschen. Gesellschaftliche Naturgesetze konstituieren sich. Die Gesellschaft stellt sich ohne Bewusstsein der Beteiligten her und vollstreckt sich hinter ihren Rücken und durch ihre Köpfe gleich einer Naturkatastrophe. Gesellschaft stellt sich überhaupt nur als ungesellschaftliche, als ihr eigenes Gegenteil her. Ohne einen Begriff von abstrakter Arbeit (und den notwendig aus ihr entspringenden verkehrenden Mechanismen) kann Gesellschaft nicht als solche erkannt werden.

Entscheidend ist: Arbeit ist nicht Wert, sondern bildet ihn. Beide sind nicht identisch. Arbeit erscheint als abstrakte als Wert, dieser als Tauschwert, dieser wiederum als Geld, das sich als sich verselbständigender Tauschwert zum Kapital auswächst. Dieses erhebt sich zum die gesamte Gesellschaft durchdringenden Verhältnis und muss permanent wachsen, wozu es unentwegt menschliche Arbeitskraft einsaugen muss. Dergestalt etabliert es sich zu einem Monstrum, das die Menschen knechtet, sie vereinzelt und degeneriert. Alle Individuen geraten durch das Kapital unter das Joch der Arbeit und müssen ihre Lebenszeit dem sich selbst verwertenden Tauschwert bedingungslos zur Verfügung stellen. So bildet sich eine Gesellschaft, in der alle durch alle vom Reichtum ausgeschlossen sind. Die Arbeit, ganz wie in alten Zeiten, quält die Arbeiter, unter die sie nach wie vor, gleich einem Joch, gedrückt werden. Nur ist das heute weitgehens auf die gesamte Menschheit ausgeweitet. In der kapitalistischen Gesellschaft sind alle durch alle aus der Gesellschaft ausgeschlossen, verwaiste, zur Knechtschaft verurteilte Unmündige — jedenfalls gegenüber dem sich von ihnen hervorgebrachten, jedoch von ihnen verselbständigenden gesellschaftlichen Verhängnis.

Die äußerste Konsequenz der Gleichsetzung von Wert und Arbeit zeigte sich in der Ideologie deutschen Nationalsozialismus, der die abstrakte Arbeit in Gestalt der Juden ihrerseits zu Natur verklärte, um sich auszumerzen. In seinen Reden betonte Adolf Hitler mehrfach, dass die Arbeit den Deutschen als das Wesen des Menschen gelte, während sie den Juden als bloße Pflicht erschiene. Um seinen Anhängern die Bedeutung der Symbolitik des Hakenkreuzes nahezubringen, proklamierte er, dieses sei Ausdruck „des Gedankens der schaffenden Arbeit, die selbst ewig antisemitisch war und antisemitisch sein wird". Das muss man sich auf der Zunge zergehen lassen. Es gäbe eine spezifisch deutsche Arbeit und diese sei ihrem Wesen gemäß immer antisemitisch gewesen. Der zerrissene, in sich widersprüchliche Charakter der Arbeit in der kapitalistischen Gesellschaft, der Bruch zwischen Wert und Arbeit, äußert sich in Gestalt der Juden. Diese verkörpern nicht den Kapitalismus oder „das Abstrakte", sondern vielmehr die Nichtidentität des Abstrakten mit dem Konkreten. Weil die Arbeit nicht in sich identisch sein kann, es zwischen Wert und Arbeit keinen Unterschied geben soll, die Volksgemeinschaft ihren geschlossenen Charakter wahren kann, werden die Juden zu Feinden des deutschen Volkes bzw. der „arischen Rasse" erklärt (woraus sich nicht Auschwitz erklären lässt, was an dieser Stelle nicht erklärt werden kann — eine ähnliche Ideologie lag dem marxistischen Denken des sowjetischen Stalinismus zugrunde, allerdings ohne rassenbiologischen Konzeptionen und ohne systematischen Massenmord, dafür allerdings mit willkürlichem).

Abstrakte Arbeit negiert das Individuum. Von ihm wird bereits im Tausch real abgesehen. Das ist eine gesellschaftliche Abstraktion, die an ihm wirklich vollzogen, indem Arbeit in konkrete und abstrakte gespaltet wird: „Ohne Absehung vom lebendigen Menschen wäre nicht zu tauschen" (Adorno, Negative Dialektik). Arbeit und Produktion geraten in der kapitalistischen Gesellschaft unter die Herrschaft des Tausches, damit alle unter das Joch der Arbeit.

Martin Dornis

Behrens, Diethard: Der kritische Gehalt der

zum Weiterlesen

marxschen Wertform analyse, in: ders.: Gesellschaft und Erkenntnis, Freiburg 1992

Bruhn, Joachim: Karl Marx und der Materialismus; Thesen zum Gebrauchswert des Marxismus

Grigat, Stephan: Fetisch und Freiheit, Über die Rezeption der Marxschen Fetischkritik, die Emanzipation von Staat und Kapital und die Kritik des Antisemitismus, Freiburg 2007

Heinrich, Michael: Kritik der Politischen Ökonomie — Eine Einführung, Stuttgart 2004

Kurz, Robert: Abstrakte Arbeit und Sozialismus

Reichelt, Helmut: Die Marxsche Kritik ökonomischer Kategorien

Das *be din gungs lose* Grund ein kom men

zwei Perspektiven

Pro

In allen westlich geprägten Ländern gibt es ganz besonders eine Sozialreform, die kontrovers diskutiert wird; es ist das BGE, das Bedingungslose Grundeinkommen. Wer sich nun die, vielleicht berechtigte Frage stellt, was es damit auf sich hat, wird keine eindeutig aufklärende Antwort erwarten dürfen, denn das BGE ist gar nicht so einheitlich definiert, wie man anhand der kontroversen Diskussion vermuten könnte. Lassen Sie mich also kurz Gemeinsamkeiten nahezu aller relevanten Konzepte eines BGEs erläutern. Wie im Namen schon beinhaltet, handelt es sich um ein bedingungsloses, also für jeden Staatsbürger zu beanspruchendes monatliches Einkommen. Der Unterschied zu vorhandenen Sozialleistungen, wie etwa Harz IV ist der, dass der Inanspruchnehmende nicht genötigt ist, sich Repressionen in Form von häufig erniedrigenden Fortbildungen zu unterwerfen oder die Angst vor Sanktionen zu erdulden. Die Bedingungslosigkeit scheint allerdings auch der einzig gemeinsame Nenner, der so mannigfaltigen erdachten Konzepte. Zur Finanzierung sollen die dadurch entstehenden Kosten in der Regel Steuererhöhungen (der Kapitalertragssteuer, der Erbschaftssteuer oder einer Vermögenssteuer) gedeckt werden. Doch ein solches Grundeinkommen würde nicht nur Kosten verursachen, sondern in einem durchaus relevanten Maße auch Kosten einsparen, denn damit entfielen viele grundsätzlich unnötige Verwaltungsausgaben für Einrichtungen wie Job-Center, Bafög-Ämter und etliche Subverwaltungsorgane. Dieser Aspekt ist es auch, der dafür sorgt, dass das Bedingungslose Grundeinkommen so breitflächig diskutiert wird. Es handelt sich eben nicht nur um eine Idee von linken Utopisten, sondern ist ebenso für weitestgehend Marktliberale und Unternehmer interessant. Das Interesse am Bedingungslosen Grundeinkommen auf Seiten der Liberalen (bspw. auch der FDP) ist es, was viele Linke kritisch werden lässt, doch handelt sich hier um ein ideologisch verbissenes Missverständnis.

Marktliberale haben eben nicht in erster Linie, wie dem Anschein nach manch Linker glaubt, das Interesse, „Böses“ über die Menschheit zu bringen, sondern eben dem Staat möglichst wenig Einfluss einzuräumen und simultan dem Markt, sobald Grundbedürfnisse gedeckt sind, alles Weitere zu überlassen. So kommt es also, dass zwei ideologisch weit entfernte Gruppierungen beide aus unterschiedlichen Motiven die gleiche Sozialreform fordern.
Leider ist es jedoch so, dass das Bedingungslose Grundeinkommen eben nicht so vehement und breitflächig von Linken gefordert wird, wie sie es ihren eigenen Maximen nach tun müssten. Neben der von mir bereits genannten Skepsis kommen noch teils abstruse Argumente, teils nachvollziehbare Bedenken hinzu, welche ich im Verlauf nun diskutieren möchte.

Eines der abstrusen Argumente möchte ich vorweg nehmen: Es handelt sich um jenes Argument, dass ein BGE den Staat, der als bürgerlicher Unterdrückungsapparat fungiert, zementieren und festigen würde, vulgo den Revolutionsbestrebungen zuwider läuft. Dies ist aus vielen Perspektiven ein schwaches Argument. Selbst in der hinterletzten DKP-Ecke sollte man noch über so viel Realitätssinn verfügen, um zu erkennen, dass wir im Jahre 2018 in Deutschland von einer (wünschenswerten) Revolution ungefähr so weit entfernt sind, wie die BGE-Partei davon, in der nächsten Legislaturperiode den Bundeskanzler zu stellen. Also: Ziemlich weit. Sobald dieser Umstand einmal erkannt wurde, ist es nur dogmatisch, progressive Verbesserungen für die Individuen eben damit verwerfen zu wollen. Ein BGE erscheint mir als eine der wenigen realistischen Forderungen wirklich eine zu sein, welche das Leben und die Gesellschaft grundlegend verändern könnte.
Eine andere Perspektive, aus welcher das Grundeinkommen regelmäßig kritisiert wird, ist folgende, auch von IG-Metall Chef Jörg Hofmann vertretene. „Menschen mit einer Stillhalteprämie aufs Abstellgleis zu stellen, weil ihnen keine Perspektive in der Erwerbsarbeit angeboten werden kann, ist keine Lösung“, und weiter führt er aus, dass „Menschen nicht glücklich sind, wenn sie daheim sitzen und alimentiert werden“.

Um diese Kritik sicher parieren zu können, gilt es, tiefer die Prämissen zu erkennen, welche eine solche Schlussfolgerung von Hofmann verursachen. Explizit besagt Hofmann, dass Menschen ohne Erwerbsarbeit nicht glücklich sein können. Dies ist in einer solchen Verallgemeinerung völlig falsch. Das Gegenteil zu behaupten, dass Menschen, die einer Lohnarbeit nachgehen, unglücklich werden, mag ebenfalls keinem absoluten Wahrheitsanspruch gerecht werden, doch kommt es einer tendenziellen Wahrheit näher. Arbeit ist ein mehr oder minder großes Übel, welches für eine Gesellschaft, in der materielle Bedürfnisse befriedigt werden müssen, nun einmal (noch) notwendig ist, um selbige aufrecht zu erhalten. Dass Arbeit aber zu einem Selbstwert verkommt, ist ein gescheiterter Nihilismus; die Unfreiheit und verkommene Spontanität hemmt nicht selten die Individuation, die Entwicklung eines jungen Menschen bereits nach der Schulzeit völlig und blockiert so die gesellschaftliche Entfaltung beim Einzelnen. Ohne nun jedem Arbeitsfetischisten Nähe zu den Nationalsozialisten unterstellen zu wollen, so stehen Hofmanns Aussagen dem Slogan „Arbeit macht frei“ nicht allzu fern. Doch selbst, wenn Hofmanns Bild vom arbeitsbedürftigen Menschen zutreffen sollte, dann würde ein Bedingungsloses Grundeinkommen diesem nicht im Weg stehen. Es werden selbstverständlich auch dann noch berufstätige Menschen benötigt und, wenn die Jobstellen allzu knapp werden, so ließe sich für die besonders Arbeitswütigen unter uns bestimmt auch neue Tätigkeit ins Leben rufen, und sei es auch nur ein kollektives Kieselsteinezählen.

Aber genug der Polemik. Die Einführung eines niedrigen Grundeinkommens (die gängigen Forderungen schwanken zwischen 800€ und 1.200€, lediglich der Populär-Philosoph Richard David Precht tanzt mit seiner 1.500€-Forderung etwas aus der Reihe) ließe völlig neue Möglichkeiten prognostizieren. Nach der Beendigung der Schullaufbahn könnten junge Erwachsene eben nicht von ihren Eltern zu dieser oder jener Ausbildung oder jenem Studium verdonnert werden. Sie hätten erst einmal die Zeit, Monate oder Jahre zu erproben, wo überhaupt ihre Interessen und damit eben auch häufig ihre Stärken liegen, anstatt als lebendige Menschen-Masken in ein Büro oder Vorlesungssaal gekarrt zu werden. Dies verspricht einerseits ein wesentlich höheres individuelles Glück, doch kann die Entwicklung, die Wissenschaft und damit die Gesellschaft nehmen würde, gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Es ist nur naheliegend, dass etliche hochbegabte Biologen, Künstler, Schauspieler oder Physiker niemals auf ihrem Gebiet der Menschheit ihren Dienst erweisen konnten, da die finanzielle Abhängigkeit sie in einfältige, unpassende Berufe treibt.

Nun mag der eine oder die andere behaupten, „dass dann niemand mehr arbeiten würde“, doch ich denke, dass es sich hierbei um einen Fehlglauben handelt bzw. dies auch durchaus auf die Höhe des Grundeinkommens ankommt. Wenn man ein geringes Grundeinkommen einführen würde, wie ich es auch für am wahrscheinlichsten und plausibelsten halte, (auch aufgrund der so recht einfachen Finanzierung) von etwa 850€, dann würde dies nicht dazu führen, dass kaum jemand arbeiten würde. Viele Menschen ziehen den Erwerb von Haus und Auto ausgeprägter Freizeit vor und so sollte das Bedingungslose Grundeinkommen wirklich nur ein Leben in relativer Armut ermöglichen, fernab von Existenzängsten, doch auch fernab von Flachbildschirmen und luxuriösen Urlaubstouren. Wird ein eben solches Grundeinkommen eingeführt, dann bin ich mir sicher, dass nur wenige langfristig dabei verbleiben, aber jeder, der es möchte, die Chance hat, sein Leben neu zu orientieren oder sich der Muße hinzugeben.

Dass ohnehin aufgrund der steigenden Produktivität und der sich selbst beschleunigenden, disruptiven Innovationen in verschiedenen Bereichen mehr Arbeitsplätze verloren gehen als sinnig gewonnen werden können, und die Arbeitslosen nur zu einer sich selbst warmhaltenden Arbeiter-Reserve-Armee verkommen, ist ein weiteres durchaus nennenswertes Argument für das Grundeinkommen, um dem Staat Kosten zu ersparen und den Menschen Laster.

Wie diese Finanzierung im Konkreten umgesetzt werden sollte, darüber sollten Experten und Ökonomen diskutieren; dass es finanzierbar ist und gleichzeitig eine einzigartige Möglichkeit der so oft

geforderten Umverteilung darstellt, ist fraglos. Auch sollte klar sein, dass wir mit der Einführung des Selbigen nicht augenblicklich in einem humanistischen Paradies sind. Es wird auch mit dem BGE Kriminalität, relative Armut und Krankheiten geben. Jedoch hat die Ehefrau der Zukunft, welche von ihrem arbeitendem Mann psychisch misshandelt wird, ebenso wie der von seinen Eltern unterdrückte Abiturient die Möglichkeit, ohne Risiko das eigene Leben selbst in die Hand zu nehmen. Die Forderung nach bedingungsloser Abdeckung der Grundbedürfnisse in einer so produktiven Gesellschaft ist weit weniger radikal als die Einführung der Krankenversicherung unter Bismarck 1883; die positiven Folgen für jeden, der Kultur, Freizeit, Fortschritt und den sozialen Umgang liebt, dürften aber umso immenser sein.

Henricus Pillardy

Contra

Bezieher/innen staatlicher Transferleistungen (Arbeitslosengeld II und Sozialhilfe), die sich von ihrem Jobcenter gegängelt fühlen, aber auch Studierende, Berufsanfänger/innen, Geringverdiener/innen, Soloselbstständige und Menschen, die in einer durch Prozesse wie Digitalisierung und Prekarisierung geprägten Arbeitswelt keine Perspektive für sich erkennen, hoffen auf eine gesicherte Zukunft durch ein bedingungsloses Grundeinkommen (BGE), das allen Wohnbürger(inne)n ohne Arbeitsverpflichtung und Bedürftigkeitsprüfung gezahlt wird.

Würden (fast) alle bisherigen Transferleistungen zu einem Grundeinkommen verschmolzen, wäre das Ziel neoliberaler Reformer, einen „Minimalstaat“ zu schaffen, gewissermaßen nebenbei erreicht. Alle übrigen Sozialleistungen könnten abgeschafft und alle sozialpolitisch motivierten Regulierungen des Arbeitsmarktes gestrichen werden. Womöglich gäbe es keinen Schutz vor Kündigungen mehr, sondern bloß noch betriebliche Abfindungsregeln. Flächentarifverträge wären genauso entbehrlich wie Mindestlöhne. Schließlich müsste kein Beschäftigter mehr durch sie geschützt werden, wenn der Staat sein Existenzminimum garantieren würde, ohne von ihm zu verlangen, dass er arbeitet. Was vielen als „Schlaraffenland ohne Arbeitszwang“ erscheint, wäre in Wirklichkeit ein Paradies für Unternehmer. Arbeitnehmer hätten weniger Rechte als bisher und Gewerkschaften keine (Verhandlungs-)Macht mehr.

Ausgerechnet die einflussreichsten BGE-Modelle (von Götz W. Werner, Thomas Straubhaar und Dieter Althaus) laufen letztlich auf eine Zerschlagung des von Bismarck begründeten Sozialstaates hinaus, der in den vergangenen Jahrzehnten durch die Reformen der „Agenda 2010“ von Gerhard Schröder und die sog. Hartz-Gesetze zwar beschädigt, aber nicht völlig zerstört worden ist. Während er die Bürger vor den Standardlebens-risiken (Krankheit, Unfall, Pflegebedürftigkeit, Arbeitslosigkeit und Erwerbsunfähigkeit im Alter) schützt und Armut bezogen auf den Einzelfall zu vermeiden sucht, sieht das Grundeinkommen von den konkreten Arbeits-, Lebens-, Einkommens- und Vermögensverhältnissen seiner Bezieher/innen ab. Es wird allen Wohnbür-ger(inne)n in gleicher Höhe gezahlt — ganz egal, ob es sich um einen Multimilliardär oder eine Multijobberin handelt.

Das bedingungslose Grundeinkommen würde den bestehenden Sozialstaat zerstören, ohne die (relative) Armut in einem reichen Land wie der Bundesrepublik beseitigen und für mehr Gerechtigkeit sorgen zu können. Bedarfsgerechtigkeit schafft das Grundeinkommen deshalb nicht, weil es alle Bürger/innen über einen Kamm schert, ohne deren spezifische Arbeits-, Wohn- und Lebenssituation (z.B. als Obdachloser oder Schwerstbe-hinderter) zu berücksichtigen. Leistungsgerechtigkeit verwirklicht das Grundeinkommen deshalb nicht, weil es alle Bürger/innen, unabhängig

von ihrer jeweiligen Arbeits- oder Lebensleistung, in gleicher Höhe erhalten. Verteilungsgerechtigkeit ermöglicht das Grundeinkommen deshalb nicht, weil keine Umverteilung von Oben nach Unten dadurch stattfindet, dass jeder (Wohn-)Bürger denselben Geldbetrag erhält.

Auf ungleiche Einkommens- und Vermögensverhältnisse reagiert das Grundeinkommen mit einer Geldzahlung in gleicher Höhe, obwohl Gleiche gleich und Ungleiche ungleich behandelt werden müssen, soll es in einem Land gerecht zugehen. Außerdem stellt die Finanzierung des Grundeinkommens seine Befürworter vor ein Dilemma:

Entweder erhält jeder Bürger das Grundeinkommen, unabhängig von seinen Einkommens- und Vermögensverhältnissen. In diesem Fall müssten riesige Finanzmassen bewegt werden, die das Steuerauf-kommen von Bund, Ländern und Gemeinden übersteigen, die öffentliche Armut vermehren dürften und die Verwirklichung des BGE per se ins Reich der Utopie verweisen. Außerdem würde sich unter Gerechtigkeitsas-pekten die Frage stellen, warum selbst Milliardäre vom Staat monatlich ein von ihnen vermutlich als „Peanuts“ betrachtetes Zubrot erhalten sollten, während beispielsweise Schwerstbehinderte viel mehr als den für alle Bürger einheitlichen Geldbetrag viel nötiger hätten.

Oder wohlhabende und reiche Bürger bekommen das Grundeinkommen nicht, bzw. im Rahmen der Steuererhebung wieder abgezogen. Dann wäre es weder allgemein und bedingungslos, noch entfiele die Prüfung der Einkommens- und Vermögensverhältnisse, müsste doch in jedem Einzelfall herausgefunden werden, ob die Anspruchsvoraussetzungen nicht durch (verdeckte) anderweitige Einkünfte verwirkt sind. Hinsichtlich seiner Kontrollfunktion träte das Finanzamt an die Stelle des Jobcenters.

Das bedingungslose Grundeinkommen ist nach dem Lebensmodell eines reichen Müßiggängers konstruiert und erweckt den Eindruck, als wollten seine Anhänger den Kommunismus im Kapitalismus verwirklichen. Ein nicht auf Erwerbsarbeit gegründetes „leistungsloses“ Einkommen erscheint vielen Zeitgenossen zwar als schöne Utopie. Diese lenkt jedoch von konkreten politischen Schritten ab, die hier und jetzt für mehr Verteilungsgerechtigkeit sorgen könnten.

Ein hochentwickelter Industriestaat wie die Bundesrepublik Deutschland benötigt ein funktionsfähiges Sozialsystem, das die unterschiedlichen Arbeits- und Lebensbedingungen seiner (Wohn-)Bürger/innen berücksichtigt, also möglichst bedarfsgerecht ist und nicht alle Personen, unabhängig von ihrer spezifischen materiellen Lage, über einen Leisten schlägt. Haushaltszusammenhänge darf es genauso wenig ignorieren wie Unterhaltsverpflichtungen der Menschen. Durch das auf eine Geldleistung beschränkte Grundeinkommen würden diese zudem sämtlicher Dienst- und Sachleistungen verlustig gehen, die der moderne Sozialstaat für sie bereithält, von der ärztlichen Versorgung bis zur beruflichen Weiterbildung.

Nötig wären eine stärkere Besteuerung großer Einkommen, Vermögen und Erbschaften sowie der Ausbau des bestehenden Sozialsystems zu einer solidarischen Bürgerversicherung, in die Selbstständige, Freiberufler und Beamte genauso einbezogen sein müssten wie Abgeordnete und Minister. Als willkürliche Grenzen der Solidarität erscheinende Beitragsbemessungsgrenzen müssten auf- oder drastisch angehoben, alle Einkunftsarten — auch Zinsen, Dividenden, Tantiemen sowie Miet- und Pachterlöse — verbeitragt werden. In die solidarische Bürgerversicherung einzubetten wäre eine soziale Grundsicherung, die bedarfsgerecht, armutsfest und repressionsfrei sein müsste.

Christoph Butterwegge

Raum für eigene Gedanken und Gefühle, oder Notizen, die der Sortierung bedürfen

Bis heute konnten Arbeitnehmerverbände in Mittel- und Westeuropa so viel durchsetzen, wie in kaum einer anderen Region auf der Welt. In Deutschland profitierten die Arbeitnehmer über Jahrzehnte hinweg von Tausenden bis Hunderttauseden Beschäftigten, die sich für bessere Arbeitsbedingungen, der Vereinbarkeit zwischen Beruf und Familie und höheren Sicherheits-Standards einsetzten. Von der Knechtschaft zur Arbeiterschaft

Mit Beginn der Industrialisierung *Anfang des 19. Jahrhunderts*, wechseln immer mehr Menschen vom Bauerntum oder aus ihrer Armut heraus in das Arbeiter-Geschäft. Die Produktion von Gütern nimmt weltweit rasant zu. Doch die Fabrikherren zahlen trotz lukrativer Geschäfte nur geringe Löhne und sorgen sich nicht um die Gesundheit der Arbeiter. Der Unmut über diesen Zustand bringt erste Arbeitervereine mit sich, die den Arbeitern vor allem unterstützend und beratend zur Seite standen. Doch die wenigen Arbeitervereine, die versuchen für bessere Arbeitsbedingungen zu kämpfen, finden kaum Gehör. *Mitte des 19. Jahrhunderts*, knapp 10 Jahre nach dem Bau der ersten Eisenbahn, schlossen sich die Handwerker zu den Arbeitervereinen. Erste Streikaktionen fanden statt, nachdem Schreiben an den Staat und diverse Arbeitgeber ignoriert wurden. Die meisten Streiks endeten mit einer Niederlage für die Streikenden. Doch die Erkenntnis, dass nur eine breite Masse gegen die unwürdigen Arbeitsbedingungen ankämpfen kann, wächst, sodass noch in dem selben Jahr,

nämlich *1848* eine kleine Revolution stattfindet. Erstmals wurde eine Vereins- und Versammlungsfreiheit garantiert. Erste nationale Verbände werden daraufhin gegründet. Nachdem nur zwei Jahre später alles wieder rückgängig gemacht wird, weil die Monarchie zu stark scheint, dauert es rund zehn Jahre, bis die Verbände zurückschlagen. Immer wieder gründen sich neue Arbeitervereine, die teilweise national agieren und somit zu Gewerkschaften wachsen. Immer wieder gibt es Streikwellen verschiedener Arbeitnehmer und immer wieder gibt es Niederlagen oder nur geringe Erfolge gegenüber den Arbeitgebern. Mit der Gründung des Deutschen Nationalstaats unter Kaiser Wilhelm der I. und Reichskanzler Otto von Bismarck erhoffen sich viele Arbeitnehmer und Verbände Vorteile. Das Gegenteil tritt in Kraft. Wieder verlieren die Arbeitnehmerverbände an Rechten. Doch sie haben eines bewirkt: Die Verabschiedung des Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherungsgesetzes(1883-1889).

Die Sozialbewegungen haben nicht nur Einfluss auf die Politik von Otto von Bismarck, sondern auch auf Wilhelm den II.. Sämtliche Verbesserungen treten in den Jahren *1891* bis *1908* in Kraft. Darunter die tägliche Arbeit (für Jugendliche und Frauen) von maximal 11 Stunden, die Sonntagsruhe und auch das Verbot zur Nachtarbeit. Auch Arbeitsgerichte werden gegründet, die Streitfälle zwischen dem Arbeitgeber und dem Arbeitnehmer verhandeln. Auch Frauen dürfen *ab 1908* am politischen Leben teilnehmen. Zwar versuchten die Arbeitnehmerverbände bereits über dreißig Jahre Frauen für ihre Bewegungen zu gewinnen, jedoch dies selten mit Erfolg. Rund um die beiden Weltkriege und mit der Zeit des Nationalsozialismus geschieht ähnliches, wie in den Jahrzehnten zuvor auch. Zu Beginn werden Arbeitnehmerrechte und Verbände gestärkt und dann wieder eingeschränkt oder zerschlagen. Sowohl nach dem ersten, als auch nach dem zweiten Weltkrieg gibt es Arbeiterrevolutionen. Arbeitnehmer gehen aus beiden Kriegen gestärkt hervor. Sie nutzen die Chancen der Gründung der neuen Republik und der Teilhabe an politischen Entscheidungen.

Die Mitglieder-Stärkste Zeit hatten die Gewerkschaften in den *1980er- und 1990er* Jahren. Der Höhepunkt der deutschen Gewerkschaftsgeschichte konnte *1991* erreicht werden, als rund 11,8 Millionen Arbeitnehmer in Gewerkschaften organisiert waren. Davon waren knapp 3,9 Millionen weiblich. Bis heute ist etwa ein Viertel aller Mitglieder weiblich. Am meisten gestreikt wurde in dieser Zeit im Jahr *1984* und *1992*. *1984* konnte in der hessischen und der südöstlichen Nachbarregion eine 35-Arbeitsstunden-Woche in der Metallindustrie erstreikt werden. Auch in der Druck- und Stahlindustrie wurden die Arbeitszeiten herabgesetzt. *1992* betrifft es vor allem den öffentlichen Dienst. Nachdem *1990* bereits eine Arbeitszeit von 38,5 Stunden in der Woche festgelegt wurden, wurde zwei Jahre später noch einmal zwölf Tage für eine Lohnerhöhung gestreikt. Diese fiel allerdings nur minimal aus.

Überall auf der Welt finden Kämpfe zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern statt. Überall finden Revolutionen statt und überall versuchen Arbeitnehmer für mehr Rechte zu kämpfen.

Überall?

Die Blütezeit der deutschen Arbeiterbewegungen ist längst vorbei. Beiträge in diesem Magazin zeigen auf, wie es um unsere Zukunft steht. Die Kritik an Arbeitsbedingungen und zu geringen Löhnen wird immer größer.

Immernoch müssen rund 1,2 Millionen Menschen ihren Lohn durch das Arbeitslosengeld II aufstocken (weitere 3,2 Millionen Menschen beziehen Hartz IV aus anderen Gründen). Zwar hat der Mindestlohn dafür gesorgt, dass die Löhne im Gastronomie- und Dienstleistungsgewerbe gestiegen sind – hier lagen die Löhne teilweise unter 6,50 € / Stunde – aber verbessert hat er wenig. Im Gegenteil: Viele Arbeitgeber lassen Neu- und Quereinsteiger nur noch für den Mindestlohn arbeiten. Gerade im Einzelhandel bieten Arbeitgeber sittenwidrige Verträge an und das alles trotz steigender Lebensunterhaltskosten.

Das Problem der Gewerkschaften liegt in den veralteten Strukturen und der alternden Mitglieder. Junge, dynamische und motivierte Kämpfer, die etwas bewirken wollen, gibt es zu wenig. Ein weiteres Problem liegt an der Mitgliederzahl. Während bei VW rund 95% aller Beschäftigten gewerkschaftlich organisiert sind und über ansprechende Tarif- und Mantelverträge verfügen, sind im Einzelhandel weniger als 10% aller Beschäftigten gewerkschaftlich organisiert. Das führt dazu, dass Arbeitgeber (wieder) machen können, was sie wollen. Tarifverträge oder Haustarifverträge werden aufgekündigt. Die Löhne sinken bis zu 30% unter Tarif und die Arbeitszeit steigt von 37,5 auf 40-43 Stunden pro Woche. Und das Schlimmste: Kaum jemandem fällt das in dieser Branche auf, was uns zum dritten Problem führt: Bildung.

Viele Beschäftigte lernen weder in der allgemeinbildenden, noch in der berufsbegleitenden Schule ihre Rechte in der Ausbildung und als Arbeitnehmer kennen. In zwei Seminaren zur Politikgeschichte in Berlin und Frankfurt wussten rund 80% der Studierenden kaum etwas über den Sozialstaat und seine Vorteile. Die knapp 80 Studierenden schnitten dabei schlechter ab, als die Spiegel-Umfrage im Jahr 2014, bei der etwa 30% der Befragten über die sozialen Vorteile von Gewerkschaften und des Sozialstaates ausgefragt wurden. Wenn diese drei Probleme behoben werden können, in dem sich genügend motivierte Einzelkämpfer zusammenschließen, sollte es mit der Instandhaltung der bisher erkämpften Arbeitnehmerrechte und Löhne wieder aufwärtsgehen. Sollten die Gewerkschaften und sozialen Parteien allerdings weiter Mitglieder verlieren, werden jegliche Forderungen aus Arbeitgebersicht lächerlich. Denn eins bleibt:

Je weniger Gegner dir gegenüberstehen,

desto weniger gibst du nach.

Vincent Meinert

Das bürgerlich Böse und die öffentliche Moral bei Adorno

Wenn der Redakteur einer sich als links verstehenden Wiener Zeitschrift („das Biber“), sich „in letzter Zeit gezwungen“ sieht, „für Menschen mit religiösen Ansichten“ einzustehen, sie gar vor der islamophoben Öffentlichkeit zu verteidigen und das „Netzwerk muslimischer Zivilgesellschaft“ die Einladungspraxis der Organisation des Womens March Vienna anprangert und die OrganisatorInnen des Womens March Austria für die Ausladung einer religiösen Aktivistin wie Carla Amina Baghajati als RassistInnen denunziert werden, dann ist diese Anklage moralisch begründet.

„Das bürgerlich Böse ist die Postexistenz des Älteren, Unterworfenen, nicht ganz Unterworfenen. Böse ist es aber nicht unbedingt, so wenig wie sein gewalttätiges Widerspiel.“

Theodor W. Adorno, AGS6: 240

Wenn für eine junge „Feministin“ wie Anne Wizorek Kleidungsvorschriften, egal in welchen sozioökonomischen, lebensweltlichen oder religiösen Rahmenbedingungen sie entstehen und reproduziert werden, aus feministischer Perspektive nicht kritikwürdig sein können und zugleich die Zeitschrift EMMA als islamophobes Hetzblatt denunziert wird, dann geht es um das Ausleben einer bestimmten öffentlichen Moral.

Moral bildet sich am Modell der Unmoral und setzt somit Normen, die der Verwirklichung des Individuums immer wieder auf neuer Stufe Schranken setzen (vgl. AGS4: 212). So wäre das Nützliche an der öffentlich dargestellten Moral die Möglichkeit, in ihr das Unbewusste der Gemeinschaften aufzusuchen: Den Riss, der durch das bürgerliche Restbewusstsein geht. Menschen wird als Individuen eine Moral zugesprochen, die sie als soziale Wesen nur schwer ausüben können. Denn individuelles Handeln ist in unserer Gesellschaft nicht autonom, sondern nur im Bezug auf Vermittlungen bewertbar. Das Moralische muss in der bösen Bürgerlichkeit immer gewaltförmigen Kollektivismus und vernünftiges Allgemeines zusammendenken und dabei in Kauf nehmen, dass es Subsumtionsschäden gibt. Völlig verwirklicht kann das Individuum ohne Beschädigung nicht werden. Die gesellschaftliche Autonomie verwirklicht sich gesamtgesellschaftlich betrachtet eher auf der Seite des Tauschwerts. Das Individuum muss warten und bis auf Weiteres den prekären Status als bürgerliches Subjekt verteidigen, um zumindest auf der Seite der Verwertung, gedeckt durch staatliche Gewalt und durch die eigene Überflüssigkeit gegenüber dem Kapital hindurch, einen minimalen Freiraum zu behalten.

Die Art und Weise wie die öffentliche Moral mit dem Thema Islam umgeht, ist für diese widersprüchliche Existenz signifikant.
„Nachlebender Mythos“ ist für Adorno „Gleichheit, in der die Differenzen untergehen“ (AGS6: 304), also Identität, die das Besondere zum Allgemeinen erniedrigt. Wo dieser paradoxen Stellung in der Rechtsform noch ein Funken Wahrheit innewohnt, in dem Sinn, dass dadurch die gesellschaftliche Gewalt so kurz gehalten wird, dass die Individuen sich möglichst ungestört verwerten können, wird diese Gleichheit ohne Differenzen vorm öffentlichen Moralgericht falsch und das bürgerliche Böse Instanz der versäumten Säkularisierung der Moral.

Die Identifikation der Subjekte in der Gesellschaft miteinander läuft vermittelt über die imaginierte Volksgemeinschaft. Seit diese Gemeinschaft sich durch den Nationalsozialismus diskreditiert hat, schießen die Alternativkollektive ins Identitifkations-Kraut. In der Öffentlichkeit lässt sich das medial verfolgen: Das Ressentiment gegen die sogenannte Lügenpresse bringt auch den Zweifel daran zum Ausdruck, ob es bei dieser Moral noch mit „Rechten“ Dingen zugeht. Ob sich der mediale Tagtraum der volksgemeinschaftlichen Öffentlichkeit noch Rechts verorten lässt. Die einhellige Meinung der Rechten: der Staatsfunk ist Links. Und auf dieser Beobachtung kriechen denn auch wieder die Nazis aus ihrer Nicht-Versenkung hervor: Auf den sozialen Medien tritt das bürgerliche Böse immer offener als antikapitalistische Bewegung zur Rettung des Kapitals unter Vollendung des Antisemitismus auf.

Das bürgerliche Böse aber ist keine Funktion der politischen Unterscheidung, sondern die Formel des sozialen Determinismus. Das Schema von Links und Rechts verdeckt den Blick auf den Unterschied zwischen dem gemäßigten und extremen Flügel der jeweiligen Ideologie, die dem Staat gerade die Gewalt streitig macht. Somit die Unterscheidung, ob eine extremistische oder eine gemäßigte Moral zur Durchbrechung des sozialen Determinismus angewandt wird.

Einerseits muss man sich dem bürgerlichen Bösen erwehren, indem man den moralischen Universalismus, der durch das bürgerliche Gesetz und die Menschenrechte zu den Individuen durchdringt, vorm Erstarren bewahrt. Andererseits darf man dieses Böse unterm Primat des Wertgesetzes auch nicht der Beliebigkeit des Kulturalismus aussetzen. Wir sind nicht schon frei, weil wir die Form unserer individuellen Bedeutungslosigkeit vorm Kapital frei wählen können. Aber zugleich ist die Willensfreiheit, das, was uns vom vollständigen Aufgehen in der Ware abtrennt. (vgl. AGS6: 261)
Daher kann von einer „mikrologisch verblendeten Moral“ (AGS4: 206) gesprochen werden, wo mit dem Argument des moralischen Extremismus gegen Kritik vorgegangen wird.

Etwa, wenn der EMMA, die seit den 1970er Jahren bis heute durchgängig die Gewalt weißer CIS-Männer gegen Frauen thematisiert, vorgeworfen wird es gehe jetzt aus rassistischen Gründen gegen „die Anderen“, weil sie den Sexismus der muslimischen Mitmänner ebenfalls anspricht, dann macht sich der mikrologische Blick des moralischen Extremismus schuldig.
Anstatt dass die neuen feministischen Theorien sich als Platzhalter einer Moral der Perversion verstehen, machen sie sich zu Bütteln der extremistischen Kritik an den Perversen und richten sich im bürgerlichen Bösen ein, als wäre Moral nicht das Einzige, was die bürgerliche Gesellschaft sich selbst geben könnte.
Denn, und dieses Thema lassen von Europa bis zu den USA, die affektiv bewegten PostfeministInnen meist unter den Tisch fallen: Von multiplen Diskriminierungen ist nicht nur die Frau betroffen, die den Hijab trägt, sondern vor allem diejenige, die ihn ablegt. Davon betroffen sind Homosexuelle und AtheistInnen, die in den Forderungen der intersektionellen KritikerInnen alle unter dem Begriff der „Anderen“ subsumiert, ihrer eigenen Position einverleibt, und dadurch den extremistischen Kollektiven ausgeliefert werden.

Nicht durch Berufung auf ein höheres Gut, sondern durch Kontextualisierung der schwindenden Lücken im Determinationszusammenhang kommt das Gegenteil des Bösen auf den Begriff. Das bürgerliche Individuum wird von Adorno deshalb vermisst, weil es an manchen Stellen durch Lücken schlüpfen konnte. Die Selbstverwirklichung unterm Wertgesetz bleibt als Residuum amoralischer Selbstbehauptung und sollte daher vor dem Einfluss des religiösen Wahns mit allen Mitteln geschützt werden. Natürlich ist das ein Verharren im Schlechten, aber gleichzeitig (mit Aufschub) alternativlos, wenn man selbst nur im radikalen und nicht im extremistischen Register zu denken gewillt ist.

Amoralisch ist nur die moralische Kritik am ideologischen Moralisieren. Das Bürgerliche hat den ideologischen Aspekten einige wahre hinzugefügt. Wer diese mit den ideologischen abwirft, hat den Zufluchtsort der Moral zerstört, die zumindest noch imstande wäre, das Schlimmste zu verhindern. Wer amoralisch sein will, sollte üben: „gütig, zart, unegoistisch und aufgeschlossen“ (AGS4: 109) zu sein. Also bei Weitem mehr Individuum, als ihm das Vorurteil des Postfeminismus noch zuzutrauen gewillt ist. Die „Anerkennung von Ferne im Nächsten“ (AGS4: 207) mildert die Fremdheit, das Anderssein, das uns ApologetInnen der intersektionellen Moral erst eintreiben wollen, um sie gegen die Kritik am moralischen Extremismus zu verwenden.

Vernünftig wäre die öffentliche Moral nur, wenn im individuellen Bewusstsein der Widerstand gegen die Organisation derselben wach gehalten würde. (vgl. AGS8: 455) Dann ließe sich auch noch andenken, was

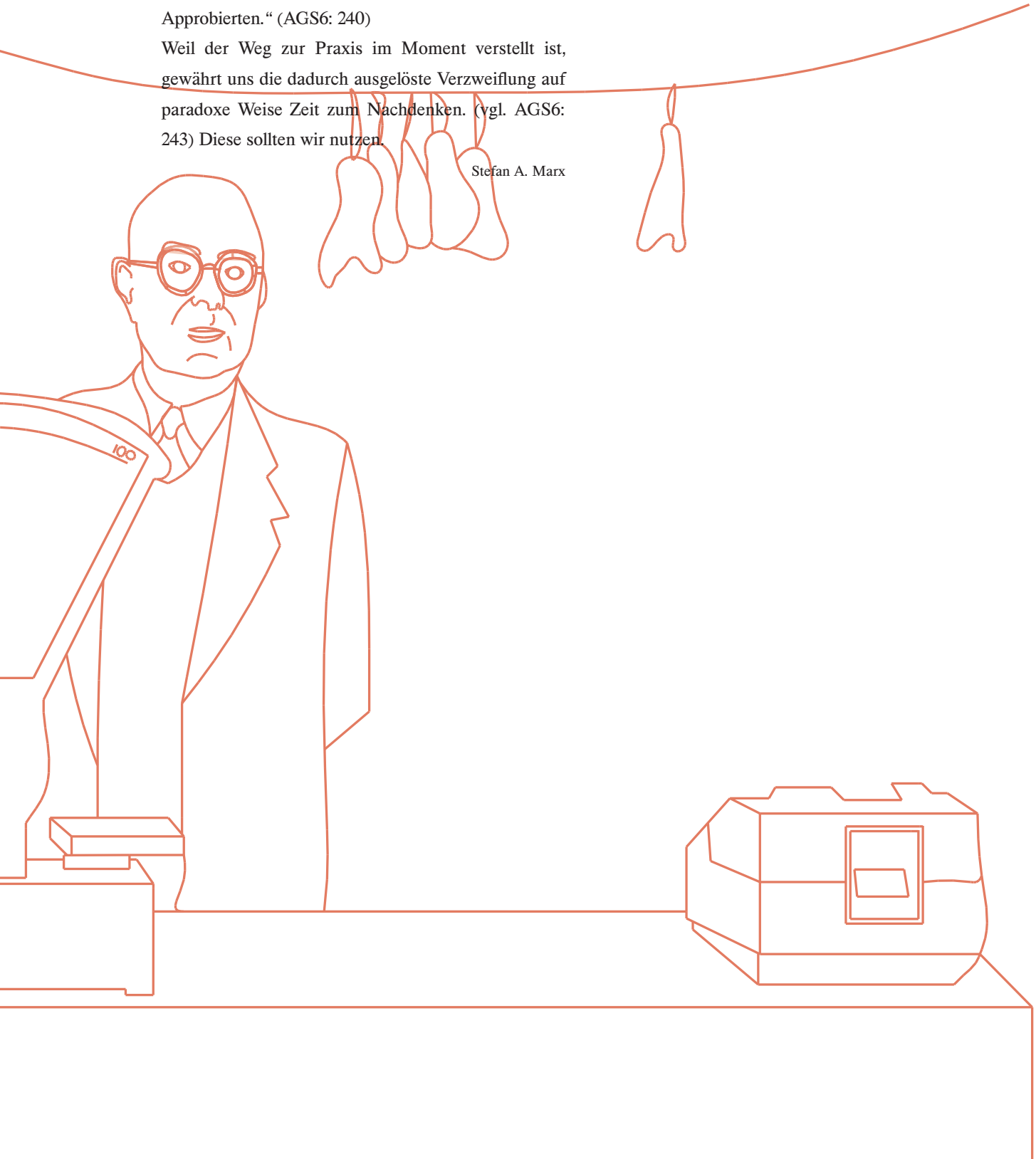
das Gute im Gegensatz zum bürgerlichen Bösen sein könnte.

Das Gute ist eine ideologiekritische Position:

„Eigentlich gibt es keine andere Instanz für richtige Praxis und das Gute selbst als den fortgeschrittenen Stand der Theorie. Eine Idee des Guten, welche den Willen lenken soll, ohne dass in sie die konkreten Vernunftbestimmungen voll eingingen, pariert unvermerkt dem verdinglichten Bewusstsein, dem gesellschaftlich Approbierten.“ (AGS6: 240)

Weil der Weg zur Praxis im Moment verstellt ist, gewährt uns die dadurch ausgelöste Verzweiflung auf paradoxe Weise Zeit zum Nachdenken. (vgl. AGS6: 243) Diese sollten wir nutzen.

Stefan A. Marx



Vom Arbeitsleben auf der Venus

‘Lesen Sie Science-Fiction!’ titelt eine Spiegel-Online-Kolumne im November 2017, die mit dem schlechten Ruf aufräumen will, den Science-Fiction-Literatur unter Literaturkritiker*innen zuweilen genießt. Ganz richtig heißt es in der Kolumne:
„Meiner Wahrnehmung nach ist „1984“ für das Nachdenken der Menschheit über sich selbst weit wichtiger als das Gesamtwerk von Adalbert Stifter oder das von Robert Walser. Die Letzteren aber sind selbstverständlich kanonisiert, das Erstere nicht. Der Science-Fiction-Autor Neal Stephenson hat mir einmal in einem Interview gesagt, klassische Literatur handle von Menschen, Science-Fiction aber von Ideen. Ich glaube, er hatte recht. [...] / Science-Fiction ist heute, anders als zu Jules Vernes Zeiten, so wichtig, weil alles so schnell geht. Die Menschheit verändert ihre eigene Lebenswelt in so atemberaubendem Tempo, dass die Visionen von gestern sehr schnell zur Gegenwart von heute werden können. Wenn unsere Gesellschaften aber darüber nachdenken sollen, in welche Welt all die rasante Entwicklung führen wird und sollte - ob in Sachen Künstliche Intelligenz, in Sachen Gentechnik, in der Robotik oder angesichts der Folgen des Klimawandels -, dann wird ihnen der Blick zurück und nach innen dabei nicht helfen. Sie werden sich zum Nachdenken auf Autoren beziehen müssen, die sich das Nachdenken über Morgen und Übermorgen zum Beruf gemacht haben. / Früher galt das Lesen von Science-Fiction als eskapistisch. Heute ist es Eskapismus, keine Science-Fiction zu lesen.“

In diesem Sinne sei auch hier die Notwendigkeit und Gegenwärtigkeit von Science-Fiction aufgefasst, wenn einige Punkte zu Zukunft und Arbeit genannt seien. Dabei sei aber ebenso die Bedeutung von der Erzählung/Narration unterstrichen, denn die moderne Geschichtswissenschaft hat sich von dem Gedanken verabschiedet, dass es nur eine einzige, lineare Historie gibt.
Dieses Modell war eine recht isolierte europäische Vorstellung, welche unter der Vielzahl der globalen Kulturen nur hier entwickelt und hochgehalten wurde. Geschichte in diesem Sinne gibt es aber nicht, es gibt nur Geschichten, die sich widersprechen oder ergänzen, die lebendig, dynamisch oder fragmentarisch sind. Diese Anschauung hat wieder durch den postkolonialen Kontakt mit anderen Kulturen freigelegt werden können und indem Erzähl- und Geschichtsstrategien anderer Kulturkreise ebenso akzeptiert werden; insbesondere die Postcolonial Studies fügen so wiederum der herrschenden Geschichtsschreibung Gegen-Geschichten von Unterdrückten hinzu. Die Science-Fiction-Erzählung sei hier analog als (mögliche, alternative) Geschichte der Zukunft verstanden.

Der deutsche Journalist und Autor Dietmar Dath (*1970) verknüpft in seinem Sci-Fi-Roman Venus siegt (2015) eine marxistisch-leninistische Weltsicht mit der Science-Fiction-Handlung einer von Menschen, Androiden und virtuellen Intelligenzen kolonisierten Venus. Die drei trans- resp. posthumanen Spezies sollen auf der Venus durch das sozialen Experiment des ‘Bundwerks’ gleichberechtigt und kommunistisch miteinander leben und arbeiten. Die spannende, futuristische Handlung orientiert sich mit ihren Verläufen und ihrem Personal an den Geschehnissen der Russischen Revolution - von Lenin zu Stalin, ohne dass die Analogisierung dabei gezwungen oder bieder wirkt.

Freilich wird die Dath'sche Wertung impliziert, dass letztlich ein Kommunismus à la Marx und Lenin eine alleinseligmachende Zukunft verheiße.

Negativfolie ist dabei die gesellschaftliche Entwicklung auf dem alten Planeten Erde, auf dem der Neoliberalismus zu einem extremen Auseinanderklaffen zwischen Armen und Reichen führt. Zu der zynischen Entwicklung gehört in Daths Roman dabei, dass eine gentechnische Modifikation möglich ist, die es den Armen ermöglicht, sich von Müll zu ernähren. Ungeplant vermehrt sich diese menschlichen Subspezie enorm und ist außerhalb der Metropolen in allen zahlreichen Wüsten und Ödnissen der ökologisch ruinierten Erde anzutreffen. Mit der menschlichen Ernährung wurde den Müllesser auch die menschliche Würde genommen: „Nackt, glasige Augen, verbrannte Gesichter, auf der ganzen Welt inzwischen an die drei Milliarden, alle mit Kontakten in den Köpfen, die Sonolumina, das heißt den lokalen Ablegern dieser Intelligenz, die wir eine K/ genannt hätten, erlauben, die Übersicht über die Demographie nicht zu verlieren."

Wir sehen hier das, was schon Marx als 'überschüssige Bevölkerung' im Falle der fortschreitenden Maschinisierung (resp. Digitalisierung) voraussah, die wir heute bereits in Gestalt des kapitalistischen Arbeitslosen, des nicht-kapitalistischen Überschusses (Arbeiter*innen in Subsistenzwirtschaften der sog. Entwicklungsländer, machen dort (je nach Land) 30-80% der Arbeitenden aus), der protoproletarischen Bevölkerung (vom Kleinbauern bis zu Honorarkräften), der inaktiven Schicht (Entmutigte, Invalide, Kinder, Schüler*innen, Studierende, Rentner*innen etc.) kennen, und deren Versorgung die gegenwärtige Politik nicht fokussiert.

Dem gegenüber stehen bei Dath und auch diese Menschen kennen wir die wenigen Profiteure der Digitalisierung, „die komplementären Gegenstücke zu diesen leeren Leuten, ihre Cousin, die nicht Müll fressen, sondern den ganzen Tag in künstlichen Umwelten, picotechnischen Paradiesen, von einem Rausch zum nächsten taumeln, die ganze Kulturgeschichte der Menschheit in den Fingerspitzen, in den Nervenenden. Sie sind die reichsten der Reichen, die es jemals gab, [...]."

Auf der Venus stattdessen wird analog zu Stalins Kommandowirtschaft, Kollektivierung und Entkulakisierung das Programm der Großen Integration in Angriff genommen, welches mittels der Arbeit Mensch, Androiden und virtuelle Intelligenzen einen will. Die autark arbeitenden menschlichen Farmer auf der Venus bekommen den Zugang zu arbeitenden Androiden und über Server der virtuellen Intelligenzen werden die „atomisierten Betriebsstrukturen zu größeren Einheiten" zusammengefasst. Die androiden Roboter sind nun dabei aber nicht freundliche Gehilfen der Kleinbauern, sondern sind dazu angewiesen, die Zusammenarbeit mittels Zwang und unter Einbeziehung von menschlichen Zwangsarbeitern ein zu takten.

Neben des historischen Bezuges zu Stalin'scher Politik, die Kleinbauern zwangs-'prolitarisierte' und -kollektivierte, lässt sich hier die Mahnung an uns ableiten, dass bei einer Robotisierung unserer Arbeitswelt der Mensch davon profitieren, aber nicht darunter leiden solle. Eine zweite Mahnung, die für eine etwaige Zeit nach Eintreten der Singularität (der erfolgreichen Simulation menschlichen Bewusstseins durch eine künstliche Intelligenz) gilt: Angesichts von Androiden, die ein menschliches Bewusstsein simulieren können, ist einem Speziesismus entgegenzuwirken. Bei Dath verstehen sich die im Zuge der Großen Integration in der Landwirtschaft arbeitenden Roboter letztlich als ausgenutzt und marginalisiert.

Wer ein richtiger Kommunist ist, verweist aber mit Sicherheit auch auf ein 'Es war aber nicht alles schlecht'. Der Venus-Kommunismus steht so z.B. auch für eine Gleichberechtigung der Frau und eine Überwindung von patriarchalen Strukturen. Die Führung des Venus-Staates liegt stets in den Händen einer Frau, Frauen werden nicht auf Fortpflanzung reduziert und haben die gleichen Arbeitsrechte wie Männer, während auf der alten Erde (und bei uns) die Verhältnisse ganz anders liegen.

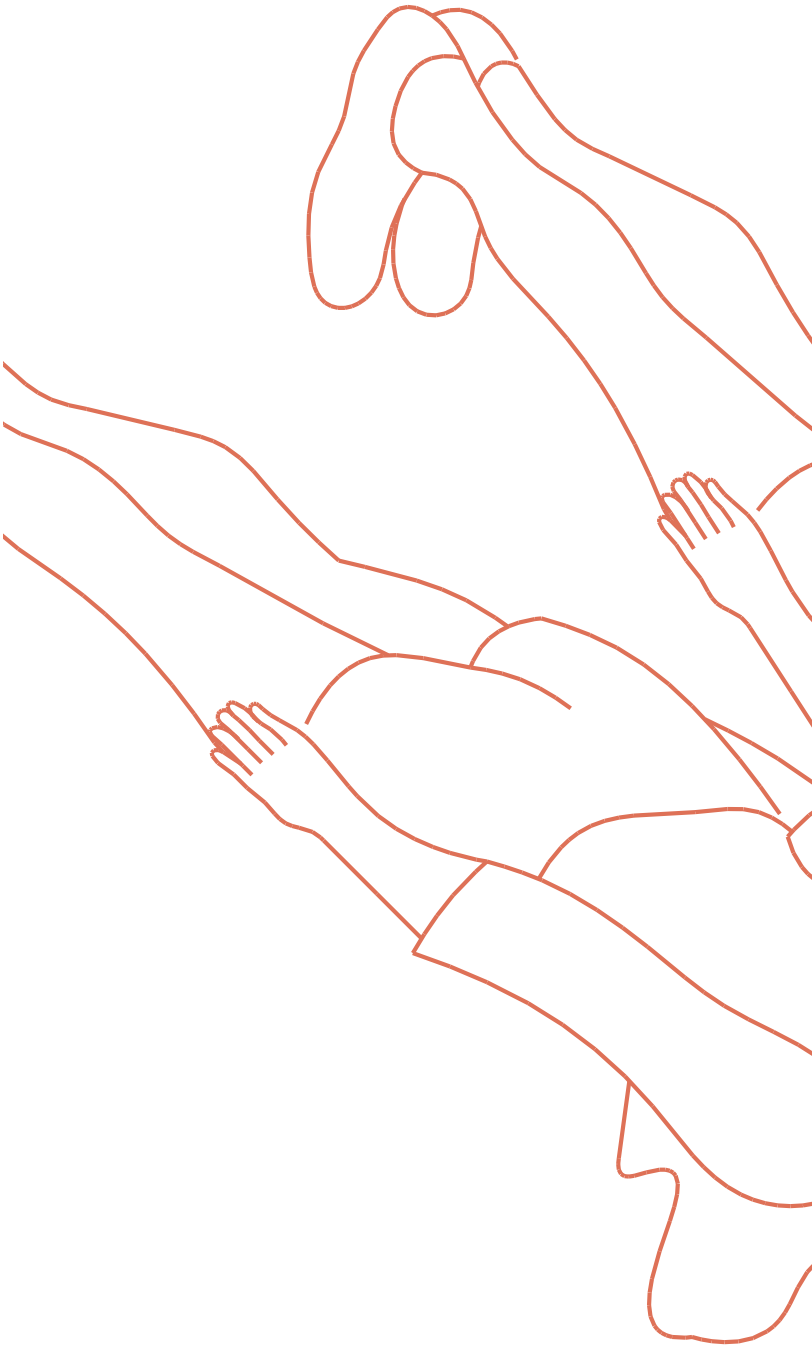
Auch wenn Dath in seinem Roman Marx und Lenin weiter hochhält und sogar Stalin (selbst wenn Terror und Säuberungen in all ihren Schrecken verarbeitet sind) in gewisser Weise rechtfertigt, hat er letztlich doch einen vollendeten Kommunismus im Sinn, der den autoritär-kommunistischen Staatsapparat wiederum abbaut.

Als ein Vorgriff darauf kann die Venus-Stadt Rhinoclavis verstanden werden. Hier leben die genmodifizierten Neukörper allein schon die fantasievollen Körper mit z.B. Flügeln oder buntem Fell sind Ausdruck der Freiheitlichkeit -unter freiem Himmel, die Gebäude sind im Gemeineigentum, wissenschaftliche, kulturelle, museale und bildungsbezogene Einrichtungen sind reichlich vorhanden und stehen allen offen. Die neuartigen Formen der Lebenskunst sind freiheitlich, queer, ohne patriarchale Strukturen und emanzipiert. Die Lebenskunst der Neukörper ist zudem ein Musizieren mit Biotik, welches Freiheit & Individualität begründet.

Kurz: „Es ist ein neues Leben, eins, wie es nie zuvor welche gegeben hat.“ Bezeichnend nun ist, was über das Arbeitsleben der Neukörper gesagt wird, nämlich nichts.

Die beste aller denkbaren Welten ist hier vorformuliert und der Mensch in ihr profitiert von arbeitenden Robotern und virtuellen Intelligenzen, lebt mit jenen in Synthese, statt im Schatten einer kleinen digitalisierten Elite zum überflüssigen Überschuss zu werden.

Roland Wagner



Verschiedenes

sede

... soll in unterschiedlichen Bereichen außerhalb des Schwerpunkts zum Denken anregen und Meinungsbildung fördern

Zur Schulpflicht

Die in Deutschland bis zur Volljährigkeit geltende Pflicht, die Schule zu besuchen, scheint bislang wenig angefochten. Zwar wird diese von amerikanischer Seite erheblich kritisiert, gar als Asylgrund betrachtet, doch wird in der Bundesrepublik keineswegs wertvoll über jenes Gesetz debattiert; eine Seltenheit sind Personen, die den gesetzlichen Schulzwang für ein der Diskussion würdiges Thema halten. Trotz diesem allseits geringen Interesse soll an dieser Stelle ein konziser Diskurs geführt werden, der wohl nicht den Ansprüchen einer vollständigen Abhandlung gerecht werden kann, jedoch versucht, relevante Aspekte deutlich zu machen; einerseits bezüglich der Sinnhaftigkeit jener gesetzlichen Vorschrift, andererseits bezüglich des heutigen Zustandes der Vermittlung von Bildung in den Schulen.

Die Schulpflicht

Zunächst einmal scheint es ja von Nezessität, jedem Bürger ein Mindestmaß an Bildung zuzueignen, sodass er den zivilisatorischen Anforderungen eines westlichen Landes entspricht und darüber hinaus zu den nötigen Grundzügen des Lesens und des Rechnens befähigt ist. Dies allein bedürfte wohl keines näheren Diskurses; auch zu konstatieren, dass es wünschenswert sei, könnte jeder Bürger, der gewillt ist, sich weitergehendes Wissen jeglicher Art anzueignen, Möglichkeit dazu finden, ist ebenso wie das Erstgenannte eine Betrachtung, die gesamtgesellschaftlich Zustimmung findet und verwirklicht wird in Schulen und Universitäten. Nun wird zwar jedem Bürger ein Maß an Bildung vermittelt, aber forciert, dass der entsprechende Unterricht innerhalb der Schulen stattfindet; eine andere Art, sich diese grundlegende Bildung anzueignen, wie beispielsweise durch heimischen Unterricht, gibt es vom sechsten bis zum achtzehnten Lebensjahr in Deutschland nicht. Jene Tatsache bedeutet — das ist wohl ersichtlich — eine immense Einschränkung der Freiheit des Individuums; 12 Jahre lang jeden Wochentag sich dem stipulierten Schulunterricht widmen zu müssen ist etwas, das in keinem Falle nicht prägend für den Lebenslauf ist, sodass einerseits ein solches Gesetz nicht leichtfertig betrachtet werden kann und andererseits, soll die Schulpflicht als sinnvoll erachtet werden, sehr bedeutende Gründe vorliegen müssen, die diese Beschränkung der persönlichen Freiheiten zugunsten eines höheren und gesellschaftlich relevanten Wertes rechtfertigen können. Was nun könnte dieses Wertvolle sein, das den Schulzwang ausreichend rechtfertigt? Man könnte erwidern, ohne die Schulpflicht könne ein adäquates Maß an Wissen nicht angeeignet werden, doch eine Bildungspflicht, wie sie in Österreich eingeführt ist, scheint keine Defizite gegenüber dem deutschen Modell vorzuweisen. Jährlich absolvieren diejenigen, die heimisch gelehrt werden, eine staatliche Prüfung; verweisen ihre Resultate nicht auf eine ausreichende Bildung, so muss von dort an eine Schule besucht werden. Dies schränkt nicht die Personen dermaßen in ihrer Freiheit ein, wie es die Schulpflicht tut, sorgt aber dennoch allseits für eine genügend gelehrte Gesellschaft. Hier zumindest wird kein Vorteil des deutschen Gesetzes deutlich, der jene Begrenzung der Möglichkeiten des individuellen Handelns rechtfertigte. Ein anderer Aspekt wäre die Erwägung, der Schulbesuch würde der Entstehung von Parallelgesellschaften vorbeugen. Doch auch Deutschlands Schulpflicht schützt nicht davor, dass in islamischen Gesellschaftsschichten, auch oder insbesondere unter Jugendlichen, der Antisemitismus blüht. Dieser Judenhass gedeiht dann ebenso innerhalb der Schulen; wenn junge Moslems den überwiegenden Teil einer Schulklasse stellen, kann es zu

exzessiver Ausgrenzung von Juden kommen, wie die jüngeren Geschehnisse um den Fall des vierzehnjährigen Jungen „Oscar“ eindrucksvoll beweisen, an dem moslemische Mitschüler eine Scheinhinrichtung ausführten, woraufhin jener die Schule verlassen musste, da seine Sekurität nicht garantiert werden konnte. Hier also, oder auch in anderen Fällen von Morddrohungen gegen Juden seitens Moslems an Schulen, wird flagrant, dass die Schulpflicht nicht prohibitiv auf Bildung von Parallelgesellschaften einwirkt. Zwar mag es hilfreich sein, dass die betreffenden Schüler Bestrafung erfahren, doch bleibt zu bezweifeln, dass das Schulische solche Geisteshaltungen in ausreichendem Maße einschränkt.

Ebenso wie darauf zu achten, dass die jungen Bürger des Landes grundsätzliche zivilisatorische Prozesse ausreichend bewältigt haben, wäre, sobald eine Bildungspflicht eingeführt ist und wohl bereits heute, durch staatliche Überprüfungen dafür zu sorgen, dass in der Erziehung die westlichen Werte tradiert werden. Sollte dies nicht befriedigend erfüllt werden, so mag ein Entzug des Sorgerechts nötig sein.

Da die Schulpflicht offenkundig in keinem der Aspekte die Eingrenzung des Individuums bzw. der Individuation durch anderweitige Vorzüge rechtfertigen konnte, scheint mir ein Plädoyer für die Bildungspflicht nach österreichischem Modell einwandfrei sinnvoll.

Zustand der Vermittlung von Bildung innerhalb der Schulen

Zunächst ist es ja allerseits ersichtlich, wird darauf hingewiesen, dass die Schule sich mit der Zeit mehr und mehr liberalisierte; die körperliche Züchtigung als Erziehungsmittel wurde aufgegeben, das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern steht gerade seit den Anfängen der Schulsozialarbeit in der Bemühung, von einem weniger formalen zu einem persönlicheren zu avancieren. Wenn die Beendigung der körperlichen Züchtigung wohl noch dringend nötig und zweifelsfrei begrüßenswert war, nahm die Liberalisierung der Schule, die sich darin äußerte, dass Schulisches eben mehr und mehr persönlich werden sollte, ja das Verhältnis von Lehrer und Schüler gar ein freundschaftliches, diesbezüglich überhand. Schulfächer wie „Lions Quest“ wurden eingeführt, die zur Stärkung der sogenannten „Klassengemeinschaft“ beitragen sollten; alle rückten ein wenig näher, die Lehrer begannen, auch einmal aus dem Privaten zu erzählen, wurden Ansprechpartner für persönliche Sorgen. Was wohl gut gemeint war, führte zu einer tragischen Infantilisierung des schulischen Prozederes. Wenn die Lehrer zu früheren Zeiten nicht mehr waren als Vermittler des Wissens, so weicht diese Rolle nun mehr und mehr. An ihnen scheint all das vergangen, was wert war, Lehrer genannt zu werden. Nun sind sie eins mit der gewaltsamen „Klassengemeinschaft“, versuchen, ihren Wissensvorsprung zu verbergen und bemühen sich, sich sprachlich den Schülern anzumessen. „Sie [Anm.: die freien Schulen] schaffen den Unterschied zwischen Schule und Familie ab, indem sie Eltern zu Lehrern machen, sie kennen keine schulfreie Zeit, weil die Schulzeit, erlöst von Curriculum und Stundenplan, nützliche Freizeit sein soll, und sie machen die Bagage der Klassenkameraden, diese brutalsten Exekutoren repressiver Autorität, gegen die der bürgerliche Lehrer zuweilen noch Schutz bot, zur alleinigen Initiationsinstanz, indem sie Schüler, Lehrer und Eltern zum Team und damit alle zu Mitgliedern derselben verschworenen Clique erklären. Anders als die bürgerliche Schule, die einen irgendwann entlässt, verstehen sie sich als organischer Bestandteil des Lebens, das eine offene Vollzugsanstalt ist, in der die zu ehrenamtlichen Sozialarbeitern mutierten Bürger einander lustig den letzten Rest von Zartheit und Geist austreiben.“

Die Bildung wird in der Schule sekundär; kein Schüler vermag mehr, schlicht als Lernender anwesend zu sein, denn knüpft er keine ausreichenden Kontakte und findet auch kaum Freude an Klassenfahrten, sondern widmet sich ausschließlich dem schulischen Stoff, so beäugt man ihn kritisch und flink werden Gespräche mit dem Schulsozialarbeiter vereinbart, um diese missliche Haltung gerade zu rücken. Die für selbstverständlich gehaltenen Klassenfahrten selber scheinen schon Auswuchs der in jeglicher Hinsicht misslungenen Personalisierung. Tragisch nun ist, dass die Schule, in deren ursprünglicher Intention der Weitergabe von Bildung wohl etwas äußerst Wertvolles zu finden war, jegliche nötige Formalität verloren hat.

Heute werden diejenigen in eine unangenehme Lage gebracht, die nicht das erforderte Maß an Persönlichkeit in der Schule zeigen und ihr Verhältnis zu den anderen Anwesenden nur auf Höflichkeit basieren lassen. Neben den Anforderungen der schulischen Leistungen eröffnete sich damit eine Kategorie, in der Freude, Engagement und Lebendigkeit verpflichtend wurde. So schwindet auch jegliche Privatheit, deren ehemaliger Inhalt fortwährend zur Schau gestellt werden muss. „Die neue Schule propagiert stattdessen den ganzheitlichen Zugriff auf das Individuum, betrachtet die Sphäre des Privaten als ihr genuines Betätigungsfeld und richtet alle Energie darauf, deren ohnehin fortschreitende Auflösung weiter zu beschleunigen. [...]Konnten Schüler in der Vergangenheit noch erwarten,dass sie bei regelmäßiger Teilnahme am Unterricht und zufriedenstellenden Leistungen von ihren Lehrern halbwegs in Ruhe gelassen wurden, kündigt sich mit dem Schulfach Glück eine neue Epoche an. In ihr stehen nicht mehr Wissenserwerb und das Erlangen formaler Bildungsabschlüsse im Mittelpunkt, sondern die Schüler sollen in der Schule „endlich mit Freude leben lernen“ (Fritz-Schubert: 93) und „Lebenskompetenz [!]“ (ebd., 165) erwerben. „Glück ist erlernbar“ (ebd., 46) behauptet der Erfinder des Fachs“

Mit jener forcierten Privatheit geht ebenso eine beträchtliche Infantilisierung des Lehrens einher, das diesen Namen kaum noch verdient. Nicht mehr befindet sich der Lehrer im Versuch, die jeweilige Thematik angemessen anspruchsvoll und in formaler Sachlichkeit zu vermitteln. Stattdessen wird jede Forderung an den Schüler, sich irgend zu bemühen, aufgegeben und es scheint, als wolle man die Tatsache, dass der ursprüngliche Zweck der Zusammenkunft das Lehren war, möglichst camouflieren. Kein entlegeneres Wort wird verwendet in Texten oder Arbeitsblättern und die Lektüre soll möglichst keine Mühen kosten „[...] ,weil die Neigung, Schulunterricht nicht als Form grundlegender Wissensvermittlung, sondern als von Sensibilität und Empathie getragenes Angebot an die Schüler anzusehen, was nah „an ihnen dran“ ist, mittlerweile kaum noch Kritik erfährt. Wo als Aufgabe der Schule dekretiert wird, die Schüler, zuvorderst die brutalsten und dümmsten unter ihnen, zu „erreichen“, sich Themen zu widmen, die nahe an ihnen „dran sind“, und dabei auch noch die „Sprache der Jugend“ und nicht die Sprache der Erwachsenen zu sprechen, die die Schüler einmal werden sollen, wird jeder pädagogische Kanon, jedes universale Wissen als Maßstab von Erziehung durch das Selbstgefühl unreifer Vorerwachsener ersetzt, deren Entwicklungs- und Erziehungsbedürftigkeit zum Leitbild der Erziehung avanciert.“

Zu verneinen wäre die häufig aus dem politisch linken Spektrum stammende Kritik an der Schule, in der die Hierarchie zwischen Schüler und Lehrer zu beseitigen gewünscht wird. Zwar sollten einige willkürliche Gewohnheiten, die die an der nötigen Stelle eingesparte Autorität anderweitig verhärtet zum Vorschein bringt, wie die als triviales Beispiel gewählte Tatsache, dass ein Lehrer jederzeit das Sprechen des Schülers unterbrechen darf, zweifellos beendet werden, doch scheint diese Bevormundung nur Abziehbild der sonstigen Verkümmerung jeglicher Selbstständigkeit des Schülers zu sein; wird bei all den schulischen Aufgaben, die zu verrichten sind, stets befürchtet, man könne den Schüler überfordern und er könne eine Abneigung gegen diese Mühen hegen, so spricht man ihm auch im Gespräch die nötigen Befähigungen der vernünftigen Einschätzung ab, weswegen diese als unhöflich zu bezeichnenden Begebenheiten als unmittelbare Folge der fälschlich vollzogenen Liberalisierung gelten können.

Missachtet wird in den heutigen Versuchen des Lernens (und Lehrens), dass Autorität dennoch ein kardinaler Aspekt dieses Prozesses ist. Unsinnig wäre es, den Wissensvorsprung zu leugnen; umso ertragreicher jedoch für die Lernenden wäre es, den höheren Kenntnisstand des Lehrers zu achten und darauf bedacht zu sein, ihre persönliche Reifung durch ihn fortzusetzen. „Verstanden werden kann das freilich nur, wenn zur Kenntnis genommen wird, wovon die Pädagogik der Einfühlung nichts wissen möchte: Gelingende Erziehung ist auf Bedingungen angewiesen, die sie selbst nicht herstellen kann. Dass in den Individuen, damit Erziehung gelingt, etwas vorhanden sein muss, das erzogen werden kann, und dass

dieses Objektive in den Individuen nicht wiederum durch Erziehung, sondern nur durch die Gesellschaft hervorzubringen ist, [...]“.

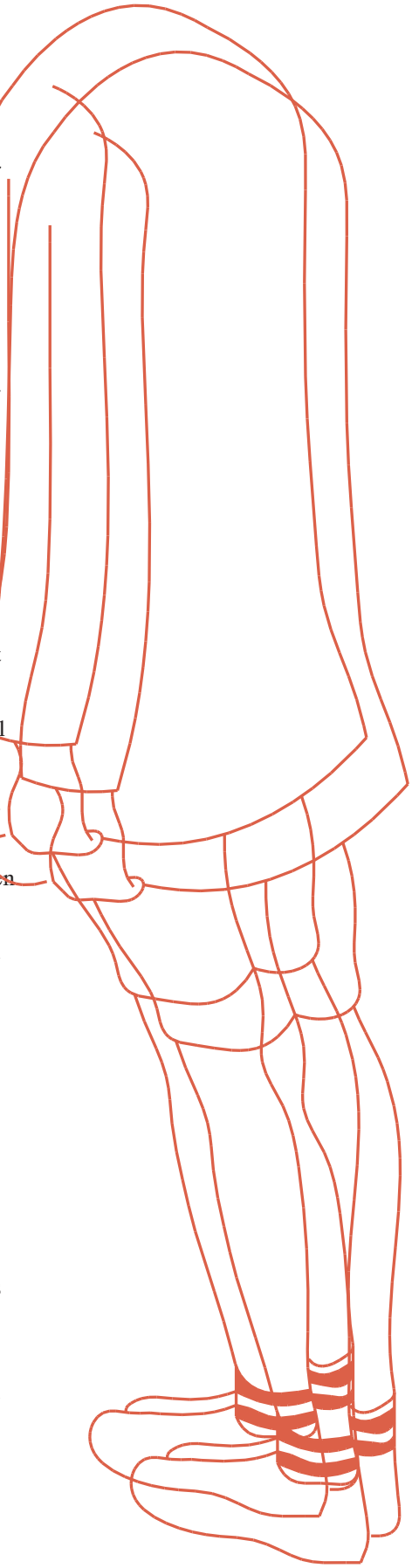
Aus einer auf Autorität abgerichteten Konstitution heraus erst ließe sich eine gelungene Individuation entfalten, durch die sich von der Autorität abzuwenden gelingt; damit dies gelingt jedoch, müssen grundlegende Verhaltensweisen bereits durch diese vermittelt sein, andernfalls reicht die Entwicklung nur hin zu einem Niveau, das unterhalb des Autoritären verbleibt. Um dies zu illustrieren, sei genannt, dass nur jemand, der ausreichende rhetorische Fähigkeiten besitzt, eine hierarchische Diskussionskultur kritisieren kann.

Angesichts der aktuellen Verfassung der Schulen aber kann man diesen Einwurf als hinfällig betrachten. Zumeist gibt es weder Lehrer, die dieser Achtung tatsächlich würdig und empfänglich gegenüber wären, noch Schüler, die für diese Äußerung ansprechbar wären.

Nötig wäre es, im Interesse des Schülers wie auch im Interesse des Lehrers, einer Formalität habhaft zu werden, die einerseits die Schüler davor bewahrt, von infantilen Personen „gelehrt“ zu werden, die wohl das Zurücksehnen in die verlorene Jugend verbittert und vor denjenigen, die von ihrer Verfügungsgewalt unachtsam Gebrauch machen; andererseits ermöglichte sie den Lehrern, das Erweitern der Befähigungen von Schülern herauszufordern. Dies würde die Vermittlung der Bildung in einen wertvollen Zustand versetzen. Nun jedoch müssen in Deutschland auch die Schüler, die unter der infantilen Privatheit leiden, täglich sich der verrohten Unbildung widmen, ganz gleich, ob ihre Befähigungen dabei untergehen.

Abschließend sei noch einmal darauf hingewiesen, dass diese Ausführungen äußerst unvollständig sind, und der Versuch ihrer Erweiterung sich an einem anderen Publikationsort als diesem vollziehen wird. Dennoch hoffe ich, hiermit zumindest den Umriss einiger Erwägungen nachgezeichnet zu haben, die sich bisher nicht allzu großer Beachtung erfreuten.

Lovis E. Pillardy



Die progressive Gesellschaft und ihre Zukunft

1 Von Filter bubbles, also gewissermaßen sozialen Spinnennetzen, deren Klebstoff, die Selbstbestätigung, uns von einem Ausbrechen in die echte Welt hindert, ist oft – gerade vermehrt im Kontext der Digitalisierung – die Rede. Tatsächlich scheint es beinahe so, als gäbe es nun für einen jeden von uns die Möglichkeit, seine Komfortzone mit einigen wenigen Klicks zu potenzieren. Doch sollte ersichtlich sein, es dreht sich um eine uralte Frage der Philosophie: Sind Glück und Zufriedenheit — und sei es nur, weil man sich als einer der wenigen, entgegen der Wirklichkeit, im Besitz der Wahrheit wähnt — per se wünschenswert? Und wenn ja, so würden nämlich die meisten pauschal antworten: ab wann jedoch plötzlich nicht mehr? Ja, wo soll sie denn dann sein, die magische Grenze, die den, der sie überquert, in die Tiefen reißt, die Tiefen der...? Es gibt ja nicht einmal ein passendes Wort, um diesen kosmischen Zwiespalt adäquat zu beschreiben; in solchen Momenten kann man förmlich spüren, wie sich die Ketten fester spannen, die unsere volle Aufmerksamkeit auf die nichtssagenden, kargen Schattenbilder auf Platos Höhlenwand zwingen.

“Schluckst du die blaue Kapsel, ist alles aus. Du wachst in deinem Bett auf und glaubst an das, was du glauben willst. Schluckst du die rote Kapsel, bleibst du im Wunderland, und ich führe dich in die tiefsten Tiefen des Kaninchenbaus.” Welche Option wählst du?

2 Links-rechts, liberal-konservativ, ja selbst extremistisch-”gemäßigt”, alles nichts weiter als grobe Begriffspaare, die die Politik leichter zugänglich machen sollen; genauso wie das Eli Parisers Filterblasen letzten Endes ja auch tun. Wo liegt also die Grenze, der schön und klar definierte Scheitelpunkt, an dem die Nützlichkeit solcher Modelle ins Negative, und damit in die notwendige Bedeutungslosigkeit abdriftet? Die Wenigsten stellen sich solch bedeutsame Fragen überhaupt, ganz im Gegenteil, ideologische Versteifung und Debatten um Political correctness sind an der Tagesordnung. Nassim Nicholas Taleb sollte diese allzu menschliche Neurose in seinem Meisterwerk Der Schwarze Schwan Platonität taufen. Sie “ist unsere Neigung, die Karte fälschlich für das Territorium zu halten, uns auf reine und gut definierte “Formen” zu konzentrieren, ob es sich nun um Objekte (wie Dreiecke), soziale Konzepte (wie Utopien, Gesellschaften, die nach einem Plan, von dem, was “sinnvoll ist”, aufgebaut sind) oder sogar Nationalitäten handelt”. Denn, so schreibt er weiter, “wenn diese fest umrissenen Konstrukte unseren Kopf bevölkern, geben wir ihnen den Vorzug vor nicht so eleganten Objekten, vor den Objekten mit unordentlichen Strukturen, die sich nicht so leicht nachziehen lassen [...] die Platonität lässt uns glauben, wir würden mehr verstehen, als der Fall ist.” In diesem Sinne runden wir gerne überall ein wenig auf oder ab, um schönere Zahlen vor uns zu haben, als sie uns die sogenannte Realität bieten will oder behaupten, es gäbe in einer so vielschichtigen Welt wie der unseren immer ein kategorisches Ja und Nein, das für uns alle gilt, noch dreister, gar für uns alle verständlich und zugänglich wäre.

Diese utopistische Denkschwäche ist also nichts als politische Ästhetik, Putz- und Ordnungszwang in den Palasthallen und Festsälen unserer kollektiven

Phantasie.
Doch wenn der Mensch für sich genommen schon in keinster Weise perfekt ist, wie steht es um ihn dann erst in Massendynamik? Klar sollte jedenfalls geworden sein, dass es auf einer solchen Basis auch niemals einen sonstwie definierten vollkommenen Verbund geben kann — leider keine klassenlose Gesellschaft, wohl auch kein kapitalistischer Freizeitpark, der das Konsumentenvieh bis in die Besinnungslosigkeit bespaßt, und hoffentlich keine arische Volksgemeinschaft. Sicher nicht ganz ohne Grund stammt der Begriff der Utopie aus dem Altgriechischen und bedeutet im Wesentlichen "Nicht-Land".

3 Nun sind Modelle nur ab dem Punkt zu verwerfen, ab dem sie uns den Blick auf die Wirklichkeit vernebeln, wie wir es massiv im Zeichen des Fetischismus, also der unangebrachten Verehrung von etwas, das wir selbst einst geschaffen haben, vorfinden, die sich neuerdings die Technologie zum Wappentier auserkoren hat. Spätestens seit Wittgenstein wissen wir jedoch, gerade Sprache ist ein Modell zur möglichst genauen, dabei allerdings natürlich auch weiterhin praktikablen Abbildung der Wirklichkeit. Und einem jeden von uns wird klar sein, dass Mathematik auch nicht viel mehr ist als das. Beide haben sie sich aber im Laufe der Zeit bewährt, rufen jetzt förmlich dazu auf, optimiert auf die nötige Präzision gebracht zu werden. In diesem Sinne lohnt es sich den wichtigsten Faktor, den eine Gesellschaft vorweisen könnte, ihre Intelligenz, Kreativität, kürzer: Innovationskraft noch ein wenig näher zu bestimmen.Wo sonst sollte er liegen, wenn nicht in der Grundlage einer jeden Gesellschaft, der Ökonomie?

4 Das Schlagwort schlechthin in der der Wirtschaft war seit jeher die Allokation (Verteilung) von Ressourcen. Denn Güter sind — und das sollte klar sein — immer nur in einem begrenzten Maße überhaupt vorhanden, und in einem noch kleineren Maße wirklich verfügbar. Wie genau diese klar abgesteckte Menge jedoch am besten an eine unbegrenzt scheinende Masse an Menschen mit noch grenzenloseren Bedürfnissen verteilt werden kann, darauf kommt es nun wirklich an. Brisanter geht's kaum mehr — Überbevölkerung ist ja nun auch alles andere als ein „Trend", bei dem ein baldiges Ende abzusehen wäre. Nun denn, diese Allokation jedenfalls ist das große ethische Fragezeichen in der Ökonomie, um das sich die gängigen Wirtschaftsmodelle in Theorie wie Praxis üblicherweise drehen. Wenn wir nun verstehen, wie es um seine Geschichte steht, können wir sicher ein wenig in die Zukunft sehen.
Im mittelalterlichen Feudalismus übten einige wenige Lehnsherren über ihre bettelarmen Leibeigenen eine unverhältnismäßig große, überwiegend repressive Macht aus. Vorab, da immer nur die über derartige Sachverhalte entscheiden können, welche selbst Teil einer gewissen, sonstwie definierten Obrigkeit sind, überlassen wir es auch ihnen, die Antwort auf das große Fragezeichen ihrer Zeit zu geben. Was war es also hier? Wir erinnern uns, die pseudo-religiöse Legitimation durch das Gottesgnadentum.
Als die Macht eines Tages vom Blut- an den Geldadel überging, war es die Leistung der einzelnen Nutzenmaximierer, die zur Rechtfertigung herhalten musste. Wie beantworten wir uns in Zeiten der Postmoderne jedoch diese Frage?
Im Wesentlichen hängt sie von dem Potential ab, dass den einzelnen Komponenten des Systems zufällt, und wie mit diesem im Späteren verfahren wird. Nun, das Potential selbst — sei es intellektueller, musischer oder auch athletischer Natur — direkt anzugehen, könnte sich fürs Erste als äußerst schwierig gestalten. Wir sprechen hier schließlich von Eugenik, in moderner Form von Präimplantationsdiagnostik, und in naher Zukunft selbst von Genmanipulation auf höchster, oder, sollte ich sagen, niederster Ebene. An diesem Punkt muss die Wissenschaft ansetzten. Das Warum und Wie ist schließlich geklärt, um es mit den Worten James Watsons zu sagen: *"If we could make better human beings by knowing how to add genes, why shouldn't we do it?"*
Nicht so kompliziert – jedenfalls für den Anfang – sollte es jedenfalls sein, sich einmal zu überlegen, wie man dieses unbändige Potential nun am besten ausschöpfen könnte. Die richtige Bildung, jenseits von stupidem Bulemielernen mit merklichen Kreativitätseinbußen

Stunde um Stunde, aber vor allem die richtige Motivation dazu, die neu gewonnene Freizeit schöpferisch zu nutzen. Am besten ginge all das in einer Gesellschaft, die den liberalen Gerechtigkeitsbegriff kultivieren und zur Blüte bringen würde. Dazu nötig wären im Extrem:

I

Die vollständige Erziehung, vor allem aber auch direkte Konditionierung des Nachwuchses in staatlicher Hand ⇨ Es gäbe kein klassisches Erbrecht mehr, und auch eines für ideelle Güter wäre nicht mehr von Nöten ⇨ Niemand kann seinem Nachwuchs einen ungerechten Vorteil gegenüber allen anderen verschaffen ⇨ Es gibt mehr Motivation zu außergewöhnlicher Leistung.

a) Und dennoch müsste natürlich auf einen jeden individuell eingegangen werden, um das größtmögliche Potential entfalten zu können – dafür allerdings bei jedem im selben Maße, so viel wie eben gewünscht.

II

Die Verstaatlichung der geballten Wirtschaft, durch welche die größte existenzielle Gefahr unserer Spezies, der maßlose Wettstreit, wie er überhaupt nur in der totalen Vernichtung enden kann, vorerst gebändigt wäre.

a) Da sich der vor allem finanziell motivierte Konkurrenzkampf bisher als sehr effizient erwiesen hat, sollte er beibehalten, allerdings nur im kontrollierten Umfeld der regulierenden Staatsmacht weitergeführt werden. Im Optimalfall ziehen die ehemaligen Konkurrenzunternehmen am Ende am
b) selben Strang.
Schließlich müssten vor allem die Kon zerne, wie sie heutzutage allzu gerne Monopole und Kartelle hervorbringen, mit all ihrer korrumpierenden Macht zerschla gen werden.

III

Die Einführung einer computergestützten Instanz, die sich um die Extrapolation der gewünschten Konsumgüter auf Basis bestehender Daten kümmert. Eine digitale Planwirtschaft, würde es ermöglichen, Verschwendung möglichst gering zu halten.

Das Problem all dieser Maßnahmen ist letzten Endes, dass sie im Wesentlichen darauf abzielen, der Regierung eine nie dagewesene Macht zu verleihen. Um Missbrauch dieser jedoch klar und mit aller Härte verhindern zu können, müsste diese erst einmal aus technokratischen Kontrollgremien bestehen, die eine gefährliche Zentralisierung, ein Abrutschen in überwunden geglaubte Muster im Zweifel unmöglich machen würden.

5 Die neue Wirtschaft ist kein problematisches Alternativmodell à la Homöopathie, sondern vielmehr die naheliegende Heilung, das optimale Pharmazeutikum, ja die Katharsis für den status quo der primitiven conditio humana. Und das Beste, sie rechnet auch damit, dass diese im Begriff ist, sich zu transzendieren; ist sogar dazu fähig, diese Entwicklung mitzumachen.

Nun wird sich aus dem Wirrwarr der Nationen eine erheben, welche mit diesem oder einem vergleichbaren Wirtschaftsmodell den Weltmarkt aufrüttelt — innerhalb kürzester Zeit wird sie absolute Dominanz ausüben. China ist ihr Prototyp, ja ihr Messias, weniger für die fleischliche Inkarnation des Göttlichen als für die Apotheose des Fleischlichen zuständig. Weder Utopie noch Dystopie, vielmehr etwas, das man schlicht hinter sich bringen muss. Was könnte Kaczynski dem wohl noch entgegensetzten?

anonym

“ If we could make better human beings by knowing how to add genes, why shouldn‘t we do it? ”

Gedanken zum Anti-Rassismus

#wirsindmehr

Manuel Neuer, Cristiano Ronaldo, Lionel Messi. Selbst dem Fußball fremde Menschen dürften diese Namen ein Begriff sein. Sie alle treten neben vielen weiteren Prominenten unter dem Slogan „say no to racism“ mit der FIFA-Kampagne gegen jegliche Art von Rassismus ein. Mehr als eine Milliarde Menschen schauten das WM-Finale 2014, welches wieder einmal auch unter jenem Motto stand, das mit Bannern kenntlich gemacht wurde. Edeka, ein Unternehmen, welches den Querschnitt der Bevölkerung anspricht und ansprechen muss, fuhr 2017 eine mediale große Kampagne gegen Rassismus. Von Linkspartei bis CDU gibt es dezidierte Antirassisten. Wer dem nicht glaubt, kann umgedreht die Frage stellen, wie viele entschiedene Rassisten sich in diesen Parteien tummeln. Die Documenta hatte als einen Themenschwerpunkt „Kein Mensch ist illegal“, vulgo „Rassismus, nein danke“. Mit einer größeren Recherche wäre es wohl möglich, von dem Großteil aller in der Öffentlichkeit vertretenen Künstlern, Musikern, Schauspielern, Politikern oder Unternehmern antirassistische Zitate zu entdecken (Jan Böhmermann, Till Schweiger, Heiko Maas, Udo Lindenberg etc.). Und dies ist auch gut so; Rassismus ist selbstredend doof. Aber der Antirassismus ist nun auch kein Thema mehr, welches avantgardistisch, kontrovers oder innovativ wäre. Was lassen sich daraus für Schlüsse ziehen? In Stadien, in Dorfkneipen oder im Hinterland mag es noch sinnvoll sein, antirassistische Kampagnen zu führen, hingegen hat der Antirassismus in linken Zentren, in Universitäten, und, Gott behüte, avantgardistischen Gruppierungen nichts mehr verloren. Jeder dort weiß, dass Schwarze Gefühle haben, die sich nicht von den Gefühlen Weißer unterscheiden. Wenn dann immer noch manch einer meint, dort gegen Rassismus einstehen zu müssen, so geschieht dies aus Blindheit oder gar zur Selbstbeweihräucherung, um allen zu zeigen, wie super-klasse man doch den Zeitgeist kenne und wisse, was sich ziemt.

An einem solchen Beispiel, in dem progressiver Schein und Antirassismus vermischt wird, und teils haarsträubende Thesen aufgestellt werden, habe ich mich gütlich getan. Die Soziologin Kesiena Boom verfasste 91 Thesen, „wie du als weiße Person das Leben für People of Colour leichter machst“. Einleitend beginnt sie: „Geh nicht davon aus, dass alle People of Colour dieselbe Weltsicht haben. Wir sind keine homogene Masse.“, und sie stützt dies mit These neun: „sieh uns [...] als eigenständige Individuen, nicht als Vertreter einer Bevölkerungsgruppe“. Eigentlich wäre damit schon genug gesagt; wer sich daran hält, ist kein Rassist. Leider belässt es Frau Boom nicht dabei, sondern beginnt sich haarsträubend zu widersprechen. Aber halten wir erst einmal fest, bevor ich die weiteren Thesen vorstelle, dass sie konzediert, dass es sich um keine homogene, schwarze Masse handelt und dass es sinnvoll ist, die Individuen nicht als Schwarze wahrzunehmen. Nun These 3, 82 und 86: „Mutmaße nicht über die Ethnie oder Abstammung einer anderen Person. Für uns[!] ist das kein witziges Spiel; Sieh

ein, dass viele westliche Länder ihren Wohlstand auf dem Land und mit den Ressourcen von indigenen Menschen und People of Color aufgebaut haben; Hör auf so zu tun, als könntest du nachvollziehen, wie sich Rassismus anfühlt. Das kannst du nicht.[...]“

Nun ist es offenbar doch eine homogene Masse geworden, für die Frau Boom spricht. Es ist nicht heikel, zu mutmaßen, wo ein Mensch geboren ist oder „herkommt“, es sei denn, die Tatsache wäre heikel, dass ein Mensch aus einem fremden Land kommt. Für Nicht-Rassisten ist es jedenfalls kein „heikles“ Thema. Ob der Wohlstand westlicher Länder nun primär auf dem Rücken von Indigenen oder „People of Colour“ aufgebaut wurde oder nicht. Ist dies nun jedes Mal zu bedenken, wenn man einen Schwarzen im Café nach einem Feuerzeug fragt? Nein. Das hat eben nichts mit den Individuen zu tun, denen man begegnet. Nun fordert Frau Boom auch, dass man aufhören solle „so zu tun“, als könnte man nachvollziehen, wie sich Rassismus anfühlt. Beim besten Willen: Ich kann mir sogar richtig gut vorstellen, wie sich rassistische Diskriminierung anfühlt. Die gleichen Gefühle werden ausgelöst, die auch ich kenne: Trauer, Wut, Niedergeschlagenheit. Weswegen Kesiena Boom krampfhaft versucht, einerseits Schwarzen Gefühle und Erfahrungen zuzuschreiben, die Weiße nicht besitzen und andererseits betont, dass es keine homogene Masse sei, ist nicht begreiflich. Sie steigert das Ganze aber noch weiter: „Versuche nie, einer Person of Color zu sagen, was rassistisch ist und was nicht“. Damit wird Rassismus kein objektiv erfassbares Problem, sondern eines, welches nur für die davon Betroffenen einsichtig ist. Dass damit aber auch einhergeht, dass ein Diskurs verunmöglicht wird, und niemand als denkendes Subjekt, sondern nur noch als Repräsentant seiner eigentlich notwendig zu überwindenden Identität degradiert wird, ist nur ein Aspekt dieser irrsinnigen Forderungen. Wenn einer schwarzen Person nicht gesagt werden darf, was einer jeden anderen Person zu sagen angemessen ist, wie sollen dann noch Restbestände des Rassismus aufgehoben werden? Es perpetuiert, es befeuert und befestigt Probleme, die sich in Westeuropa bereits in der relativen Auflösung befinden. Dieser Antirassismus tut sein Bestes darin, sich selbst zu erhalten, jedoch nicht, den Rassismus endgültig zu vernichten. Zum Schluss noch die wahrhaftig haarsträubendste Forderung: „Mach dir keine Dreadlocks, wenn du nicht schwarz bist. Höchstwahrscheinlich eignet sich diese Frisur ohnehin nicht für deine Haarstruktur“. Dies zu beurteilen überlasse ich dem geschätzten Leser.

Ein weiterer Aspekt, der dem Rassismus das Grab schaufelt ist die zunehmende Vernetzung und Verflechtung der globalen Welt. Dadurch, dass man heute innerhalb von wenigen Stunden in der Türkei sein kann und in einigen mehr in Marokko, eben dadurch kommt und wird es zu einem noch viel größeren Austausch kommen. Sobald neue disruptive Technologien massentauglich sind, als Beispiel nenne ich den zur Zeit entwickelten Hyperloop, eine Magnetschwebebahn, die eine Geschwindigkeit von bis zu 1200 Km/h erreicht, wird die Fluktuation so erheblich sein, dass ein Wochenendausflug nach China keine absurde Idee für den Mittelstand ist. Diese Fluktuation der verschiedenen Kulturen, Hautfarben und Nationen wird das Problem des Rassismus nicht allein aufheben können, jedoch ist es ein weiteres Ferment, welches allmählich Rassisten so unpopulär macht, wie es heute Anhänger des Sklaverei schon sind.

Fazit: Es mag noch zurückgebliebene Menschen geben, die man ab und an trifft, welche andere Menschen aufgrund ihrer Hautfarbe abwerten; dies zu bekämpfen ist ein ehrenwertes Ziel. Dafür sollte man jedoch in Sächsische Provinzoasen fahren und nicht in linken Cafés oder Philosophie-Seminaren die Mitmenschen langweilen. Jeder, der seinem Gegenüber auch nur ein Mindestmaß an Reflexionsvermögen zutraut, kann es sich sparen, über Rassismus aufzuklären, denn dieser ist in der breiten Gesellschaft ohnehin verpönt; und das ist auch gut so.

Henricus Pillardy

Larmoyant Lexikon

Aluhut

Abwert. Bezeichnung für Menschen, welche glauben, dass uns „die da Oben“ mit Chemtrails vergiften.

Armut

Alle 43.200.000 Sekunden verhungert in Deutschland ein Mensch. [1]

Antwort

Eine im besten Fall klärende Aussage auf eine in aller Regel desinteressierte Frage.

Abwehrspieler im Fussball

Ein Spieler, der Tore verhindern soll. Tut er dies nicht, so versagt er.

Angreifer im Fussball

Ein Spieler, der Tore erzielen soll. Tut er dies nicht, so versagt er.

Aversion

Abneigung, Ekel

Angstattacke

Nicht zu bändigendes Gefühl, welches Panik vermittelt. Häufig hilft gegen ein solches der Freitod.

Alibi

(lat. zu alibi „anderswo“, aus alius „ein anderer“ und ibi „da, dort“) Bsp.: Ich war gestern nicht dort, weil die Beerdigung meiner tödlich verunglückten Familie stattfand.

Aphasie

(griechisch aphasía ‚Sprachlosigkeit‘), eine erworbene Störung oder Verlust der Sprache. Es könnte auch dich urplötzlich treffen.

Akne

Hauterscheinung bzw. -erkrankung, die potenzielle Sexualpartner abschreckt und Ekel bei Passanten hervorruft.

Aportropaion

Ein magischer Gegenstand, welcher „Alles Unheil“ abwehren soll. In der Realität gibt es so etwas nicht.

Antilopen Gang

Musikalisch mäßige Band, welche mit depressiven Texten genug Geld verdient, um weiter depressive Texte schreiben zu können.

AfD

Politische Partei im Deutschen Bundestag; 87,4% der Deutschen haben bei der Bundestagswahl 2017 nicht die AfD gewählt.

AntiFa

Linksextreme Organisation, welche durch Demogelder und Steinwurfprämien vom deutschen Staat finanziert wird. [1]

Albanien

99,749% der Weltbevölkerung interessieren sich gar nicht für Albanien.

Alphatier

(umgangsspr.) andere Menschen dominierende Person. Ursache hierfür ist die Sinnlosigkeit ihrer eigenen Existenz, welche sie durch eine scheinbare Macht gegenüber anderen wertlosen Menschen zu kaschieren versucht ist.

Alkohol

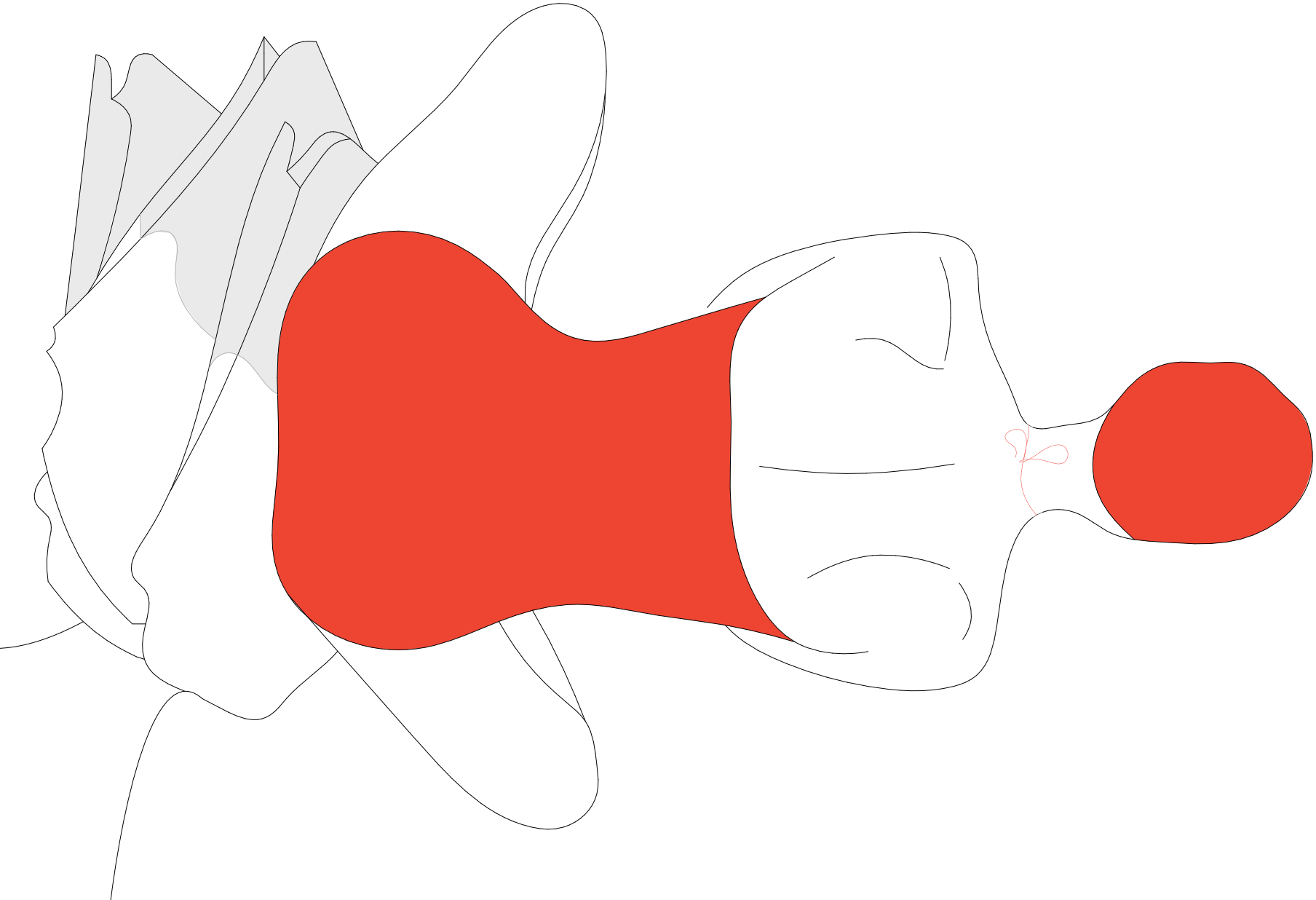
Chemische Verbindung, welche nach Einnahme ermöglicht, „einmal alles zu vergessen“ und dem Elend zu entfliehen. Schüchterne Menschen werden zu Vergewaltigern und dumme Menschen zu noch dümmeren Menschen.

Améry, Jean

* 31. Oktober 1912 als Ha(n)ns Mayer in Wien
† 17. Oktober 1978 in Salzburg
saß in Ausschwitz, schrieb Bücher über Suizid und beging Suizid.

[1] Die Quelle ist als eine solche vielleicht nicht zwangsläufig in der „Empirischen Wirklichkeit“ verifizierbar, jedoch performativ in einer im Geist erdachten Realität.

Konsumgegenstand des Monats



Unser Konsumgegenstand des Monats ist eine Innovation aus dem asiatischen Raum, welche verspricht, die europäische Küche gänzlich auf den Kopf zu stellen; die

Teebeutelpresse

Nie mehr schmerzende Finger beim umständlichen Teebeutelumwickeln? Kein Kleckern und Tropfen. Hört sich das *großartig* an? Ja, das tut es. Also schlagen Sie zu und bereits nach kurzer Zeit ist die Teebeutelpresse aus Ihrem Haushalt nicht mehr wegzudenken. Benutzen lässt sich die *flinkflotte* Küchenhilfe an wolligen Winterabenden ebenso gut wie in süßen Sommernächten. Doch ist sie selbstverständlich auch *vierjahreszeitendienlich*. Ihre Universalität wird durch eine mögliche In- und Outdoor-Anwendbarkeit abgerundet. Sie sind überzeugt? Natürlich. Doch nun stehen Sie vor einem Problem: Welches ist die Teebeutelpresse, die zu mir passt? Welche Presse verleiht Ihrem Charakter erst den richtigen Ausdruck? Wir helfen Ihnen gern! Die Teebeutelpresse ist ein Küchengerät, welches bereits nach kurzer Einführungszeit

befähigt, aus jedem Teebeutel selbst den allerletzten Tropfen herauszuholen.

Die Handhabung besticht durch Flexibilität und Mannigfaltigkeit; so ist es einerseits möglich, die Zange zwischen Daumen und Zeigefinger einzupressen, um das Maximum aus jedem Beutel herauszuholen. Andererseits erfreut sich auch die Handinnenfläche-4-Finger-Variante großer Beliebtheit. Ob Sie nun diese, jene oder eine völlig individuelle Press-Art bevorzugen: Mit der Teebeutelpresse

treffen Sie die richtige Wahl:

Das preisfreundlichste Modell auf dem wachsenden Teebeutelpressenmarkt ist die Haishell mit einem unschlagbaren Preis von nur 3,69€. Doch Vorsicht, Freunde des Teegenusses, die Haishell ist eine echte Gefahr für Ihre Gesundheit und die Ihrer Liebsten. „DaddySchlumpf“ warnt bei Amazon vor „rauhe[n] und scharfe[n] Kante[n]“ und rezensiert weiter: Ich hatte vor, die Zangen für unsere Klassenfrühstücke in der Schule mitzunehmen, werde sie aber wegen der Verletzungsgefahr, sollte ein Kind dem anderen die Zange aus der Hand ziehen wollen, nicht dort einsetzen“. „DaddySchlumpf“ liegt richtig. (2 von 8 ausgepressten Teebeuteln)

Sparen: ja; Geizen: nein.

Eine Preiskategorie höher wartet auf Sie, das Hilfsgerät von Tescoma für 7,95€ und verspricht eine „hervorragende Eignung zum Ausdrücken von Teebeuteln“. Stimmt das? Unsere Recherche verleitet uns zu einem unzweifelhaften „Ja“. Sylvia T. schreibt dazu: „Die Zange ist stabil und lässt [s]ich leicht handhaben“ und resümiert: „Für den Preis durchaus empfehlenswert“. Da schließen wir uns an:

Das beste Geschenk für die Oma wird produziert von Tescoma.
(7 von 8 ausgepressten Teebeuteln)

Wollen Sie etwas Besonderes? Etwas, das nicht nur seinen Zweck völlig erfüllt, sondern zugleich einen Genuss für das Auge ist? Einen Gegenstand, der erschwinglich ist, mit welchem Sie aber auch bei Freunden, Bekannten oder Arbeitskollegen reüssieren können? Der Ferrari unter den Pressen wird hergestellt von Orblue und ist jenes erschwingliche Statussymbol (nicht nur) für den kleinen Mann. Heruntergesetzt von „16,12€“ auf sage und schreibe „9,97€“ ist sie nun sogar in Ostdeutschland bezahlbar. Die positive Resonanz lässt staunen „Ulrike Z.“ fragt sich selbst, wie sie „nur so lange ohne diese Teebeutelzange“ auskommen konnte. „Die Kellen- bzw. Zangengröße ist perfekt“; „ein Must Have für jeden Teebeutel Jonglierer“. Großartig, fantastisch, revolutionär, aber probieren sie selbst.

Diese Teebeutelzange sagt mehr als tausend Worte.
(8 von 8 ausgepressten Teebeuteln)

Impressum

Autor*Innen

Christoph Butterwegge
Martin Dornis
Yodie Forster
Stefan A. Marx
Vincent Meinert
Henricus Pillardy
Lovis E. Pillardy
Roland Wagner

Illustrationen

Solvejg Sostmann

Lektorat

Lovis E. Pillardy

Redaktion

Magdalena Bernard
Hannah Hartmann
Vincent Meinert
Viktoria Niggemann
Henricus Pillardy

Gestaltung

Magdalena Bernard
Hannah Hartmann
Viktoria Niggemann

Auflage

1500

Unser Dank gilt all denjenigen, die uns in jeglicher Form unterstützt, und so zur Fertigstellung dieses Magazins beigetragen haben.

© 2018
© für die Texte bei den Autor*innen
und Herausgebern

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Heft oder Teile dieses Heftes dürfen vervielfältigt, in Datenbanken gespeichert oder in irgendeiner Form übertragen werden, jedoch ausschließlich mit schriftlicher Genehmigung der Herausgeber*innen.

5,50€
schutzgebühr